HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL

ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

MONATSSCHRIFT FÜR DIE WISSENSCHAFT VOM GANZEN ORIENT UND SEINEN BEZIEHUNGEN ZU DEN ANGRENZENDEN KULTURKREISEN

UNTER MITWIRKUNG VON PROF. D. J. BEGRICH, PROF. DR. A. FALKENSTEIN, PROF. DR. H. KEES, PROF. DR. E. WALDSCHMIDT UND PROF. DR. FR. WELLER HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. RICHARD HARTMANN

INHALT:

In memoriam Fr. J. Dölger. Von J. Sauer 213

Besprechungen: . . . . . 223—251

Attema, D. S.: De mohammedaansche Opvattingen omtrent het Tijdstip van den jongsten Dag en zijn Voorteekenen. (H. Wehr) 229

Beythan, H.: Praktische Grammatik und Übungsbuch der Tamilsprache. I.: Grammatik. (H. W. Schomerus). 245

[Dölger, F. J.:] Pisciculi. Studien zur Religion und Kultur des Altertums. Franz Jos. Dölger zum 60. Geb. dargeboten. Hrsg. v. Th. Klauser u. A. Rücker. (J. Sauer) . 213

Feyer, U., Keller, E., Sölken, H., u. D. Westermann: Völker und Kulturen, Sprachen und Eingeborenenerziehung in Afrika. (A. Klingenheben) 250

Hallade, M. M.: La composition plastique dans les reliefs de l'Inde. (Fr. Weller) 243

Jäschke, G.: Türkei. (O. Maull). 239

Keller, E., s. Feyer, U.

Kirchner, I.: Der Nahe Osten. (W. Björkman) 235

Klauser, Th., s. Dölger, F. J.

Lauha, A.: Zaphon. Der Norden und die Nordvölker im Alten Testament. (L. Rost) 229

Mensching, G.: Gut und Böse im Glauben der Völker. (W. Zimmerli). 226

Moravcsik, G.: Byzantinoturcica I. Die byzantinischen Quellen der Geschichte der Türkvölker. (R. Hartmann) . . . 227

[al-ʿOmarī:] Ibn Fadlallāh al-ʿOmarī's Bericht über Indien in seinem Werke Masālik al-Abṣār fī Mamālik al-Amṣār, hrsg. u. übers. von O. Spies. (H. v. Mžik) 232

Pisciculi, s. Dölger, F. J.

Rehm, A.: Eduard Schwartz' wissenschaftliches Lebenswerk. (G. Theiler-Burckhardt) 223

Rücker, A., s. Dölger, F. J.

Scharff, A.: Wesensunterschiede ägyptischer und vorderasiatischer Kunst. (C. Watzinger) 224

Sölken, H., s. Feyer, U.

Spies, O.: Das Blutgeld und andere türkische Novellen. (J. Rypka) 240

— s. al-ʿOmarī.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses auf der nächsten Seite

Preis halbjährlich RM 24.—; für Mitglieder der DMG RM 22.—. Alle die Schriftleitung angehenden Zuschriften allgemeinen Inhalts sind an den Herausgeber, alle auf die wissenschaftlichen Sondergebiete bezüglichen Zuschriften an das betreffende Mitglied der Schriftleitung, Manuskripte und Rezensionsexemplare an den Verlag zu richten. Gewähr für Besprechung unverlangt eingehender Bücher kann nicht übernommen werden.

Es ist zuständig: Für Altes Testament und Judaica Prof. D. J. BEGRICH, Leipzig W 35, König-Georg-Str. 14 / für Keilschriftforschung Prof. Dr. A. FALKENSTEIN, Berlin-Lichtenrade, Nürnberger Str. 13 / für Allgemeines, Semitistik, Islamistik, Iranistik, Turkologie und Afrikanistik Prof. Dr. R. HARTMANN, Berlin-Dahlem, Ladenbergstr. 13 / für Ägyptologie Prof. Dr. H. KEES, Göttingen, Düstere Eichenweg 12 / für Indologie Prof. Dr. E. WALDSCHMIDT, Göttingen, Hainbundstr. 21 / für den fernen Osten Prof. Dr. Fr. WELLER, Leipzig C 1, Stephanstr. 12.

Jährlich 12 Nummern

47. JAHRG. NR. 6 JHC JUNI 1944

J. C. HINRICHS VERLAG / LEIPZIG C 1

(Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses):

Tschichold, J.: Chinesische Farbendrucke aus dem Lehrbuch der Malerei des Senfkorngartens. (O. Kümmel) 248
Westermann, D., s. Feyer, U.

Systematische Übersicht:
Aufsätze . . . . . 213—223
Allgemeines . . . . . 223—229
Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum . . 229
Semitistik, Islamistik . . . . . 229—237
Kaukasus, Turkologie, Iran . . . . 237—243
Südasien . . . . . 243—248
Ostasien . . . . . 248—250
Afrikanistik . . . . . 250—251

Zeitschriftenschau: Ostasiatische Zeitschrift — Wiener Zeitschrift f. d. Kunde des Morgenlandes . . . . . 252—254

Neuerscheinungen:

48 Ağakay, Mehmet Ali: Türkçe Felsefe Terimlerinin Dil Bakımından Açıklanması Dolayısyle Bazı. Kelime Yapı Yolları. Istanbul: Cumhuriyet Basımevi 1943. (69 S.) Kl.-8°. = Türk Dil Kurumu B. II. 7. 50 Kurus.

49 Alsdorf, L.: Indien u. Ceylon. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1943. (159 S., 4 Ktn.) 8° = Kleine Auslandskunde, Bd. 29/30. Br. RM. 4.—, geb. 4.50.

50 Atalay, Besim: Divanü Lûgat-it türk Dizini „Endeks". Ankara: Alâaeddin Kiral Basimevi 1943. (XL, 886 S.) Gr.-8° = Türk Dil Kurumu C. 11. 18. 6 Liradir.

51 Emre, A. C.: Türkçede İsim Temelleri Mukayeseli Türk Gramerine Hazırlık İrdemleri. Istanbul: Bürhaneddin Basimevi 1943. (VIII, 208 S.) Gr.-8° = Türk Dil Kurumu D. 19.

52 Fischer, E., u. G. Kittel: Das antike Weltjudentum. Tatsachen, Texte, Bilder. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1943. (236 S., 225 Abb., 1 Kte.) Gr.-8° = Schriften des Reichsinstituts f. Geschichte des neuen Deutschlands, Forschungen zur Judenfrage. Bd. 7. Geb. RM. 21.—.

53 al-Hamui, Mamun: Die britische Palästina-Politik. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1943. (366 S., 5 Ktn.) Gr.-8° = Dokumente zur Zeitgeschichte, Bd. 1. Geb. RM. 12.—.

54 Hönn, K.: Augustus und seine Zeit. 3., erweit. u. verb. Aufl. Wien: Schroll & Co. 1943. (396 S.) 8°. Lw. RM. 10.—.

55 Jouveau-Dubreuil, G.: Dupleix ou L'Inde conquise. Paris: Adrien-Maisonneuve 1942. (189 S. 2 Abb., 2 Ktn.) 8°.

56 Klingmüller, E.: Ägypten. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1944. (97 S., 3 Ktn.) 8° = Kleine Auslandskunde, Bd. 20. RM. 2.60; geb. RM. 3.—.

57 Kutadgu Bilig: Tipkibasim. I. Viyana Nüshasi (144 + 200 autogr. S.). II. Fergana Nüshasi (24 + 447 autogr. S.). III. Misir Nüshasi (14 + 392 autogr. S.). Gr.-8°. Istanbul: Alâeddin Kiral Basimevi 1942/43.

58 Noth, M.: Überlieferungsgeschichtl. Studien. I. Die sammelnden und bearbeitenden Geschichtswerke im Alten Testament. Halle a. S.: Niemeyer 1943. (VII, 224 S.) Gr.-8° = Schriften der Königsberger Gelehrten Ges., Geisteswiss. Kl., 18. Jg., H. 2.

59 Palacios, M. A.: La escatologia musulmana en la divina comedia seguida de la historia y crítica de una polémica. 2. ed. Madrid-Granada: Escuelas de Estudios árabes de Madrid y Granada 1943. (XV, 611 S.). Gr.-8° = Consejo superior de investigaciones científicas. Escuelas de Estudios árabes de Madrid y Granada.

60 Pröbster, E.: Nordafrikanischer Geschichtskalender 1937—1939. Algerien, Tunesien, Marokko. Leipzig: Harrassowitz 1943. (VII, 336 S.) Gr.-8° = Sammlung orientalist. Arbeiten. 18. Heft. RM. 16.—.

61 Rumpf, H.: Westafrika. Geschichte einer Küste. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1943. (121 S., 3 Ktn.) 8° = Schriften zur Weltpolitik, Bd. 7. Geb. RM. 3.50.

62 Tehrani, A., unter Mitwirk. v. S. Beck: Iran. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1943. (98 S., 1 Kte.) 8° = Kleine Auslandskunde, Bd. 21. RM. 2.60; geb. 3.—.

63 Tezler, T. T.: Dördüncü Türk dil Turultayi 1942. Istanbul: Alâeddin Kiral Basimevi 1943. (LI, 360 S.) Gr.-8° = Türk Dil Kurumu.

64 Trittel, W.: Thailand. 2., erweit. Aufl. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1943. (90 S., 2 Ktn.) 8° = Kleine Auslandskunde, Bd. 11. RM. 2.60; geb. RM. 3.—.

65 Türkçe Sözlük I. Türk Dil Kurumu Lûgat Kolu çalışmalariyle hazırlanmıştır. — İstanbul: Cumhuriyet Basimevi 1943. (XI, 192 S.) 8°. 75 Kuruş.

66 Türk Dili Bibliyografyası 1942. — İstanbul: Kenan Matbaası 1943. (39 S.) 8° = Türk Dil Kurumu. 30 Kuruş.

67 Ünaydin, R. E.: Türk Dili Tetkik Cemiyeti'nin Kuruluşundan ilk Kurultaya kadar. Hâtiralar. İkinci Basılış. Ankara: Türk Dil Kurumu 1943. (80 S., 8 Taf., 1 Plan, 6 Faks.) 8° = Türk Dil Kurumu F. III. 4. 1 Lira.

OLZ

XLVII / 6 JUNI 1944

In memoriam Fr. J. Dölger[1].

Von J. Sauer.

Mit Wehmut nimmt man den vorliegenden Band mit dem die Lebensarbeit des Geehrten so trefflich und einprägsam charakterisierenden Titel zur Hand: Aus dem Genethliakon ist ein Epitaphion geworden, die Rosen, die seine Freunde dem Jubilar zum 60. Geburtstag am 18. Oktober 1939 überreichten, sind schon nach Jahresfrist (17. Oktober 1940) mit dem Trauerflor umwunden worden. Mit Franz J. Dölger ist in einem noch durchaus rüstigen Alter der erfolgreichste und fruchtbarste Religionshistoriker deutscher Zunge uns entrissen worden, ein Archäologe, der mit vorbildlicher Akribie und scharfem kritischem Instinkt weniger das engere Gebiet der Altertumskunde mit ihren rein formalen und künstlerischen Fragen bearbeitete, als vielmehr das Wechselverhältnis zwischen Antike und Christentum in zahlreichen Einzelpunkten endgültig klarstellte und einen größeren Stab von Schülern für ähnliche Arbeiten methodisch zu schulen wußte.

In diese Reichweite der Lebensarbeit des Jubilars ordnen sich auch mit einer anerkennenswerten, nicht immer bei derartigen Festschriften anzutreffenden Folgerichtigkeit die 29 Beiträge dieses Bandes ein, so daß trotz der Vielartigkeit der behandelten Stoffe eine ziemlich einheitliche Sammlung religions- und kulturgeschichtlicher Studien zur Übergangszeit von Antike und Christentum zustande gekommen ist. Mit einem starken Drittel ist das Ausland an dieser Festgabe beteiligt (10), mit Namen von so sonorem Klang, wie Alföldi, Cumont, Eitrem, Festugière, Hendrik Waszink. Eine Reihe von Beitragenden sind inzwischen dem Geehrten ebenfalls schon in die Ewigkeit nachgefolgt, wie Adolf Dyroff, Joh. Peter Kirsch, Paul Styger. Eine Tabula gratulatoria eröffnet den Band, eine von Karl Baus zusammengestellte Bibliographia Doelgeriana (S. 334—41) beschließt ihn. Man darf für letztere um so dankbarer sein, als sie auch darin erschöpfend ist, daß sie sämtliche in „Antike und Christentum" behandelten Themata verzeichnet.

Trotz der stofflichen Einheitlichkeit im Großen ist auch diese Festschrift vom Mißstand aller derartigen literarischen Ehrungen nicht ganz frei geblieben: Sie sind bei der Buntheit und Vielartigkeit der Beiträge eine Crux für den Bibliothekar wie für den Rezensenten. Der letztere muß sich, namentlich bei Behandlung von Spezialfragen aus Randgebieten, zumeist für unzuständig halten und auf einfache Inhaltsandeutung beschränken. Im vorliegenden Fall ist selbst eine sichere Gruppierung der 29 Studien schwierig, da fast die meisten in verschiedene Kategorien hinübergreifen. Immerhin läßt sich eine etwas bestimmter ausgerichtete Gruppe archäologischer Einzelarbeiten unterscheiden, die in Einklang mit der Lebensarbeit des Jubilars weniger mit dem Formalen oder Stilkritischen von Denkmälern sich befassen, als mit ikonographischen oder religionsgeschichtlichen Fragen. So bietet Jos. Wiesner (309—19) einen Überblick über das Vorkommen von Hirschdarstellungen in Mesopotamien (wozu jetzt noch die beachtliche Zusammenstellung in Syria XXI, 1940, 62 ss beizuziehen wäre), häufiger, aber immer in Jagdszenen, nie im kultisch-mythologischen Sinne, in Vorderasien, in paläolithischen Höhlen Westeuropas, in Mykene, im südrussischen Pontusgebiet, selten in der griechischen Kunst oder Mythologie (Artemis), desto häufiger bei innerasiatischen Stämmen und Skythen, bei denen das Pferd die Hetzjagd ermöglicht, der Hirsch aber auch kultische und mythologische Bedeutung erhält. Vor der durch das Alte Testament nahegelegten symbolischen Bedeutung in der frühchristlichen Kunst macht der Verf. Halt. Vgl. jetzt auch JdJ 57 (1942) 421ff. — Unter den 10 in Golêma Kutlovitza (dem späteren Ferdinand) in Bulgarien 1883 gefundenen Tonmodeln für Götterbilder stellt Gawril J. Kazarow das Relief eines thrakischen Reiters im Typ des 2. Jh. fest (146/47) und Curtius (S. 76/79) gibt von den Darstellungen auf den Schmalseiten des Gallier-sarkophages im Museo Mussolini (1926 an der

1) **Dölger,** Franz Joseph: **Pisciculi.** Studien zur Religion und Kultur des Altertums. Franz Joseph Dölger zum 60. Geburtstag dargeboten von Freunden, Verehrern und Schülern. Hrsg. v. Theodor Klauser u. Adolf Rücker. Münster i. W.: Aschendorff 1939. (IV, 350 S., 9 Taf.). 4°. = Antike u. Christentum, Erg.-Bd. 1. RM. 16.75; geb. 18.75.

Via Portuense gefunden) eine besser überzeugende Deutung als sie bei der ersten Veröffentlichung durch V. Campelli geboten werden konnte: links ein griechischer Krieger, der der Nemesis Campestris vor dem Auszug ein Opfer darbringt und rechts ein Gallier als siegreicher Gladiator mit dem Palmzweig vor der Viktoria. Auf die geschichtliche Bedeutung dieser Gallierdarstellung um die Mitte des 2. Jh. n. Chr. ist der Verf. absichtlich nicht weiter eingegangen. Die weiteren Studien dieser ersten Gruppe gehören ins Gebiet der christlichen Archäologie. Ganz besondere Beachtung verdient die von Quasten über das Bild des Guten Hirten in den altchristlichen Baptisterien und in der Taufliturgie des Ostens und Westens (S. 220—244). Ausgehend von Hirtendarstellungen in altchristlichen Baptisterien, wie in Dura-Europos (die Deutung des rechteckigen Behälters als Taufpiscina wird von Baur, Lietzmann u. a. abgelehnt), in Neapel (S. Giovanni in Fonte), im Portikus des Lateran-Baptisteriums, wahrscheinlich auch in dem der Vatikanbasilika und nach Venantius Fortunatus in Mainz (auch Cuikul in Nordafrika wäre noch beizufügen), zeigt der Verf., daß in der Sprachweise der altchristlichen Zeit der Gute Hirt als *σωτήρ* in der Taufe den Christen einen unauslöschlichen Stempel (*σφραγίς*) aufprägt, so daß Augustin (Ep. 182, 2) vom character dominicus der oves Christi sprechen kann. In dieser Vorstellungsreihe spielt der Ps. 22 (schon bei Origines, Athanasius) eine besondere Rolle, vor allem in der abendländischen (Mailand: Ambros. De myter. 8, 43; Neapel: Ps. Aug. Serm. 366) wie morgenländ. Taufliturgie (Jacobusliturgie; Taufritual des Severus von Antiochien). Spuren dieser Zusammenhänge finden sich auch heute noch mehrfach in der röm. Liturgie. Mit den Ergebnissen dieser Untersuchung wird man in Zukunft bei der Behandlung des G.H.-Motivs zu rechnen haben. Aber sein Ursprung und anfängliche Bedeutung sind auch heute noch ein Problem. Zur Frühgeschichte der christlichen Katakombenanlage teilt P. Styger (Heidnische und christliche Katakomben. 266 bis 275) wertvolle Beobachtungen mit, wie in allen seinen Veröffentlichungen über traditionelle Anschauungen hinaus neue Wege weisend. Als Vorbild der altchristlichen Grabanlagen können jüdische Katakomben, wie de Rossi meinte, nicht in Betracht kommen, weil alle bis jetzt bekanntgewordenen nicht alt genug, technisch rückständig und armselig sind. Die frühesten christlichen Anlagen des 2. Jh. sind durchweg unter kaiserlichen Domänen, in der Nähe heidnischer Gräber, angelegt; ihr sicheres fertiges Schema setzt eine längere Entwicklung voraus, deren Anfänge in Hypogäen der republikanischen Zeit zu suchen sind, deren Etappen vermutet, aber einstweilen noch nicht sicher nachgewiesen werden können in heidnischen unterirdischen Anlagen (Scipionengruft, Nekropole von Vignarello, die in den letzten Jahren bekanntgewordene Anlage mit Loculigräbern bei Anzio). Grundlegende Bedeutung für die von Grégoire so aufregend formulierte Frage nach der religiösen Haltung Konstantins d. Gr. hat Andr. Alföldis Studie Hoc signo victor eris (1—18), mit der eng zusammengehört die noch teilweise verwertete, in manchem auch abweichende Untersuchung von H. von Schoenebeck (Beiträge zur Religionspolitik des Maxentius und Konstantin = Klio Beiheft 40, 1939) über die Münzprägungen dieser Zeit und ihre Zeugniskraft. Alföldi führt gegen Grégoire den meisterhaft fundierten Nachweis der geschichtlichen Zuverlässigkeit des Berichtes von Eusebius über die Vision vor der Schlacht am Pons Milvius und über den Übertritt des Kaisers zum Christentum, und zwar mit Verwertung offizieller Denkmäler. Schon daß auf Münzen von 4 westlichen Prägestätten (nicht aber Rom) 320 die gleiche Form des Christogramms auf dem Helm, dem wesentlichen Bestandteil des Kaiserkostüms, auftreten kann, ist ohne den Willen des Kaisers undenkbar. Wenn der Verf. vor 10 Jahren das früheste Vorkommen des Monogramms auf Prägungen von Siscia vom Jahre 317 feststellen konnte, bringt er jetzt ein noch älteres Beispiel, ein Silbermedaillon (Petersburg; Wien) einer Decennalprägung von Ticinum vom Jahre 315, den „frühesten weltlich offiziellen Beleg für die Verchristlichung des Weltherrschaftsgedankens durch Konstantin". Damit ist erwiesen, daß dieses Zeichen vor der Schlacht am Pons Milvius tatsächlich seine überlieferte Rolle gespielt hat. Das coeleste signum des Laktanz ist nicht das Kreuz, sondern das Monogramm, das in der von diesem Autor beschriebenen Form auf Prägungen von Aquileia, Ticinum, Siscia und Thessalonich aus dem Jahr 320 begegnet. Nicht an 2 Visionen hat man angesichts der Abweichungen des Eusebius von Laktanz zu denken, sondern an ein bei der zeitlichen und lokalen Distanz des ersteren erklärliches Mißverständnis des richtigen Tatbestandes und an eine falsche Deutung der Mitteilungen Konstantins an Eusebius. Somit geht nicht nur das Christogramm, sondern auch der Ursprung des Labarums auf die Vision am Pons Milvius zurück und seine Bedeutung ist durch den Religionskrieg gegen Licinius nur noch gestiegen. Es ist ein Beleg des neuen Gottesgedankens des Kaisers, das auch die Heiden wohl

verstanden, wenn sie auch den divinus favor auf die Götter bezogen oder ganz farblos auffaßten. Wie Alföldi beleuchtet auch Joh. P. Kirsch (Das Querschiff in der stadtrömischen christlichen Basilika des Altertums. S. 148 bis 156) ein sehr aktuelles Anliegen der altchristlichen Archäologie. Unter Ausscheidung der strengen Form von Querschiffbildung (kreuzförmiger Grundriß; trikonchaler Ostabschluß) bespricht er als älteste und einzige stadtrömische Beispiele die Basiliken von St. Peter, St. Paul und die Laterankirche, die er mit einiger Zurückhaltung formal bedingt sein läßt durch das Beispiel profaner Basiliken mit der Tendenz nach imposanter Raumgestaltung und bedeutenderer Erweiterung des Innenraumes, die er aber nicht zum normalen Typus der dreischiffigen altchristlichen Basilika rechnet. Erst Ende des 8. und Anfang des 9. Jh. erstehen in Rom wieder 2 Bauten, S. Stefano Maggiore degli Abessini u. S. Prassede, die den römischen Typ der Transseptbasilika bilden helfen und auch die Bauten des Frankenlandes beeinflussen. Hier aber ist Centula in jedem Falle früher als die 2 römischen Beispiele. Für die zur Zeit lebhaft verhandelte Frage nach Ursprung und Bedeutung des Transseptes müßten auch die Denkmäler des Ostens herangezogen werden. Eine Klärung ist hier wohl in nächster Zeit von der Arbeit eines jungen Archäologen zu erwarten. — Über die frühchristliche Zeit hinaus ins Mittelalter führt die scharf kritische Untersuchung von E. Weigand über „die ältesten abendländischen Darstellungen der hl. Katharina von Alexandrien" (279—90). Fest zupackend räumt er mit den noch immer, auch von namhaften Gelehrten vertretenen Ansichten vom hohen Alter monumentaler Zeugnisse auf, mit denen man beim Versagen der hagiographischen Quellen den frühen Kult der Heiligen zu belegen sucht. Ein solcher ist geschichtlich sicher nicht vor dem 13. Jh. nachweisbar. In diese Zeit, nicht schon ins 5. Jh., fallen das Fresko der Cyriak-Katakombe, das im Vorraum der Katakombe von S. Gennaro in Neapel (nach Achelis 8. Jh.), die Darstellung in S. Maria in Pallara. Die Kirche der hl. Katharina vor der Peterskirche war ursprünglich nach einem verderbten Ortsnamen S. Maria in Catener, Catareo, Catinara u. a. benannt und erst 1224 dem Patronat der alexandrinischen Heiligen unterstellt und die Kirche Ste Cathérine à la Trinité au Mont in Rouen, anfänglich nur als Dreifaltigkeitskirche bezeugt, angeblich mit vom hl. Symeon (später in Trier) vom Sinai mitgebrachten Reliquien der Märterin, benennt sich erst im 12. Jh. nach ihr. Dagegen werden hier schon in der 2. H. des 11. Jh. Katharinenbilder oder -figürchen bezeugt, die als älteste des Abendlandes gelten können.

Unmittelbar in die Werkstatt des Jubilars führen uns eine Reihe von Beiträgen literar- und begriffsgeschichtlichen Inhalts vom Grenzgebiet der geistesgeschichtlichen Beziehungen zwischen Antike und Frühchristentum. So stellt Pfisters wort- und bedeutungsgeschichtliche Untersuchung über „Ekstasis" (178—191) einen neuen, richtigeren Sinn aus den alten Zeugnissen fest: nicht ein Heraustreten der Seele aus dem Leib (Rohde), sondern ein sich Entfernen von der normalen geistigen Haltung, eine seelische Wandlung und Veränderung bedeute Ekstasis. Die Conversio, das Innewerden einer besonderen Berufung durch Gott ist besonders der Jugend eigentümlich, wie Arth. Darby Nock (Conversion and adolescence 65—77) zeigt. Bei Griechen und Römern ist sie vorwiegend Zuwendung zu einer philosophischen Schule, die Jüngerschaft, mit Übernahme besonderer Pflichten und Entfalten enthusiastischer Gefühle. Der vielfältige Bedeutungsgehalt und -wandel des Begriffs wird über die Antike hinaus noch verfolgt. Daß der Verschiebungsprozeß mancher Begriffsbezeichnungen weniger von sprach-, als kulturgeschichtlichen Faktoren bestimmt wird, besonders bei den gräzisierten Ostvölkern, zeigt Hendr. Bolkestein (Humanitas bei Laktanz. S. 62—65.) Hat das Wort humanitas bei Cicero die Bedeutung von Erbarmen, Wohlwollen (gegen Nahestehende), Freundlichkeit, Freigebigkeit, so bekommt es bei Laktanz den Sinn von iustitia = misericordia und zwar in Form von *ἐλεημοσύνη*, eine Angleichung also an orientalische Empfindung, m. a. W. eine Orientalisierung des Abendlandes unter dem Druck der wachsenden Verarmung der abendländischen Gesellschaft. — In der Untersuchung „Zur Terminologie und zum Wesen der christl. Neuheit bei Irenäus" (192 bis 219) analysiert Karl Prümm zwei für die Lehre des Bischofs von Lyon charakteristische Begriffe. Wenn Irenäus mit stärkstem Nachdruck immer wieder den Neuerungsgeist der Gnostiker bekämpft, betont er doch ebenso nachhaltig das tatsächlich und dogmatisch Neue des Christentums. Er sieht es in der Ausdrucks- und Vorstellungswelt der Vollkommenheit und in der Ausreife, die in Heilsstufen im Christentum erreicht werde, weiter im Rekapitulationsgedanken, in der Typik des Alten Bundes, seiner Zusammenfassung und rückwirkenden Kraft der Erlösung. „Irenäus ist daher ein geschichtlich denkender Schriftsteller wie nur einer". Aus der Gedankenwelt der

logischen Schriften des Euklid und Galenos leitet H. Schöne (Ein Einbruch der antiken Logik und Textkritik in die altchristliche Theologie. S. 252—65) die Lehre zweier in Rom im 2. Jh nachweisbaren Gnostiker ab, die beide Theodotos hießen, eines Lederhändlers und eines Bankiers. Mit syllogistischer Methode und weitgehender Textkritik suchten sie aus der Hl. Schrift ihre Lehre, daß Christus nur Mensch sei, zu begründen, wie wir aus Hippolyt (Philosoph. VII, 35) und aus 3 von Eusebius (Hist. eccl. 5, 28) einer Gegenschrift entnommenen Fragmenten erfahren. — Mit einem Problem der altchristlichen Zahlensymbolik befaßt sich Hendrik Waszink (Tertullians eschatologische Deutung der Siebenzahl. S. 276—280). Während in der altchristlichen Literatur (aber nicht einheitlich) der Siebenzahl eine ungünstige Bedeutung als Symbol des vergänglichen sündhaften Lebens zuerkannt wurde, deute sie Tertullian in Anlehnung an Irenäus (Adv. Haer. 5, 30) auf die Auferstehung und die Ruhe im tausendjährigen Reich. Daß diese positive Bewertung aber nicht vereinzelt dasteht, hat der Verf. aus Aug., Conf. 13, 36. 52) ersehen, wo die hebdomas als Symbol auch der Ewigkeitsruhe bezeichnet wird. Er hätte aber auch noch auf Aug., Civ. Dei XI, 31; De consens. evang. II, 4 n. 3, auf Hieron., In Ezech. XII, 41 (aeternam requiem, quae in septenario numero demonstratur) u. a. verweisen können. Man bekommt den Eindruck, daß dieser positive Sinn den negativen fast überwiegt. — „Zum Prolog des Johannesevangeliums" stellt Adolf Dyroff (86—93) die berühmte Stelle Augustins, Conf. 7, 9 als Parallele gegenüber, die eine Sammlung von mit dem Johannesprolog verwandten Äußerungen heraklitisch beeinflußter Neuplatoniker (Platonici, durch Marius Victorinus übersetzt) enthält. D. vermutet unter ihnen neben Plotin auch Porphyrius und Amelios und es erscheint ihm sehr wahrscheinlich, daß Johannes, schon wegen seines Aufenthaltes in Ephesus Heraklits Lehre kannte und in seinem Prolog Worte gebrauchte, die heraklitisch klangen und daß auch Paulus in seinem Epheserbrief an die Gotteslehre dieses Philosophen anspielte. — Wikenhauser gibt eine Zusammenstellung „der Traumgesichte des Neuen Testamentes in religionsgeschichtlicher Sicht" (320—333) zugleich mit einer Übersicht solcher im Alten Testament (hier auch vielfach symbolische) und in der griechisch-römischen Antike. — Für weitere Kreise interessant und aufschlußreich ist die schon 1938 von Marrou noch recht unzulänglich behandelte Frage, wieweit Augustins griechische Sprachkenntnisse reichten und von ihm praktisch verwertet wurden. Ihr widmet Altaner (Augustin und die griechische Sprache S. 19—40) eine gediegene, allseitig klärende Untersuchung. Darnach erlernte der Kirchenvater in einem Gebiet, dessen Bildungsverhältnisse weitgehend auf Griechisch eingestellt waren, diese Sprache schon in seinem Studiengang. Tatsächlich ging aber seine Vokabelkenntnis weit darüber hinaus. Aus zahlreichen Äußerungen erhellt seine volle Beherrschung der Septuaginta und des griechischen Neuen Testamentes. Die Schriften griechischer Väter las er, von 2 Fällen (Eine Predigt des Ps. Chrysostomus und die Anakephalaiosis des Ps. Epiphanius) abgesehen, nur in Übersetzung, nur gelegentlich den Urtext zum Vergleich beiziehend, so daß die geistige Atmosphäre, in der der Heilige lebte und arbeitete, doch nur die Sprache Roms war. — In eine ganz andere Welt führt Franz Dölger (Lachen wider den Tod. S. 80—85). Er glaubt in einem vulgär griechischen Gedicht, in dem eine Katze betörte Mäuse vor ihrem Untergang zum Tanz und Lachen auffordert, Verbindungslinien zum mittelalterlichen Totentanzmotiv und rückwärts zu uralten vorchristlichen Ideen vom magischen Lachen gegen den Tod feststellen zu können.

Ins Gebiet der Religions- und Liturgiegeschichte führt eine letzte Gruppe von Studien; synkretistische Strömungen der Spätantike und ihr Hang zur Magie mit mancherlei Ausstrahlungen ins frühe christliche Brauchtum werden an Einzelmotiven erörtert. So zeigt Festugière (La création des âmes dans la Korê Kosmou. S. 102—116), daß in der Vorstellung über die Entstehung der Seele sehr enge Beziehungen zwischen der Korê Kosmou und der alchimistischen Literatur bestehen und Fr. Cumont befaßt sich mit meisterhafter Kenntnis der Denkmäler in sicherer Deutung der monumentalen und literarischen Zeugnisse mit dem Seelengeleit ins Jenseits (Les vents et les anges psychopompes. S. 70—75). Psychopompoi sieht er in den geflügelten Halbfiguren von Windgöttern, die auf gallischen, römischen und donauländischen Grabdenkmälern das Bild des Toten anblasen, Ausdruck des Glaubens, daß diese Götter den Aufstieg der Seele ins Jenseits fördern oder je nach der Disposition hindern, weiter in Hermes, der in der Vibiagruft bei Rom als bonus angelus bezeichnet wird, in den Sonnengöttern und ganz allgemein in Dämonen (August., Civ. Dei X, 9). Als Boten Gottes heißen sie *ἄγγελοι*. Verwandte Vorstellungen trifft man auch bei den Juden (*κύριος τῶν πνευμάτων*), wie die der Angleichung der Winde an die Engel und der Entrückung der

Seele durch einen Windhauch (Henochbuch). Im frühesten Christentum aber geben die Engel, besonders Michael, das Seelengeleit (Luk. XVI, 22), wie aus zahlreichen Grabinschriften erhellt. — Aus 7 größeren Stücken von Zauberpapyri erweist Th. Hopfner (S. 125—145) die schon seit Ende 5. Jh. v. Chr. nachweisbare Gleichsetzung von Hekate-Selene-Artemis auch im Synkretismus der Spätzeit, vor allem aus den zahlreichen Epiklesen der Zauberpapyri. — Die Zauberbedeutung von „Sonnenkäfer und Falke in der synkretistischen Magie", beide der Sonne heilig, erläutert Sam Eitrem (94—101) an einem Bergkristall, auf dem ein Sonnenkäfer dargestellt ist, der zwischen den Enden der Vorderfüße Sonne und Mond hält, dessen 6 weitere Beine in Sternen enden, und der im Leib noch einen Falken zeigt. Näher schon einer neuzeitlichen Denkweise des Volkes kommt, was O. Weinreich (291—308) über „religiös-ethische Formen der Epipompe" zusammengestellt und das Gebiet der Volkskunde bereichert hat. Das „Anwünschen" oder Unheilbannen „anderswohin", auf Feinde oder impii, schon in der Antike (Verg., Georg. 3, 478ff.), besonders im Isiskult (Pariser Zauberpapyrus), auch in einem christlichen koptischen Papyrus (in Leiden) üblich, wird im christlichen Exorcismus und in Benediktionen vermieden, nicht ganz aber im Volk (Florianspruch), bei ihm auch das Bannen an heiligen Stätten. — Einzelfragen antiker Kultgeschichte behandeln 3 Beiträge. C. Clemen (Tempel und Kult in Hierapolis. S. 66—69) bringt in einer Auseinandersetzung mit einer Arbeit von Stocks über die syrische Göttin einige Nachträge und Ergänzungen zu seiner kurz zuvor erschienenen Schrift über den gleichen Gegenstand (1938). Probleme der Baugeschichte, etwaiger kultischer Erinnerungen an die Sintflut und kleinasiatischer Einflüsse auf gewisse Kultformen werden kurz gestreift. Einen wertvollen Beitrag steuert jetzt zu dieser Miscelle Dussaud (Syria 21, 1940, 236) bei, der als Ziel der kultischen Prozession nicht das ferne Meer, auch nicht den Euphrat, sondern den viel näher gelegenen See von Antiochien, schon in Mari-Tafeln als See von Hadad bezeichnet, annimmt. Mit einer Einzelheit im Mithrasdienst, dem 2. Weihegrad der Kultdiener, den uns in einer Inschrift vom Mithraeum an der Via Flaminia in Rom und auch durch Hieronymus (Ep. 107, durch Hilberg so rekonstruiert) bekanntgewordenen Cryfii befaßt sich Cornelius J. M. J. van Beek (Ostenderunt Cryfios. S. 41—53). Ohne zu den verschiedenen Deutungsversuchen des Wortes positiv Stellung zu nehmen, sieht er das ostenderunt Cryfios verdeutlicht durch die Darstellung des Kultes der Thrakischen Reiter auf dem Denkmal von Arčar und durch eine Schilderung der Ostensio eines Isysmysten bei Apuleius (Met. XI, 24) sowie die analoge Beschreibung der Wirkung der christlichen Taufe bei Ps.-August. (De symb. ad catech. I, 1). — Ein höchst anschauliches Bild vom zähen Existenzkampf des Heidentums gegen das kämpferisch vorgehende Christentum der Spätzeit entwirft Rud. Herzog (Der Kampf um den Kult in Menuthis. 117—24) auf Grund schon bisher bekannter christlicher Zeugnisse, aber auch weiterer bisher wenig beachteter heidnischer und christlicher Quellen. Das Isisheiligtum von Menuthis bei Kanobos war Sammelpunkt neuplatonischer Professoren und Studenten von Alexandrien, die wie in einer Art Orden hier zusammengeschlossen waren, und als ihr Heiligtum in eine den Mönchen aus der Thebais unterstellte Kirche der Apostel, unter Cyrill von Alexandrien der Märterer Kyros und Johannes verwandelt wurde, ihre Kultstätte in ein Privathaus verlegten, bis sie auch daraus Ende des 5. Jh. verjagt und alle Kultgegenstände vernichtet wurden, worüber eine eingehende Schilderung des späteren Bischofs Zacharias Scholastikus vorliegt, der als alexandrinischer Student an den Vorgängen beteiligt war.

Ausgesprochen christliche Probleme werden in dieser letzten Gruppe nur von 3 Gelehrten behandelt. Die interessanteste Studie ist die von Ernst Bickel über das geflügelte, auch von Hieronymus Ep. 107) übernommene Wort Tertullians (Apol. c. 18; de anima c. 1): Fiunt, non nascuntur christiani (S. 54—61), das zur andern Sentenz des Afrikaners von der anima naturaliter christiana im Gegensatz steht. Bickel führt das erstere Wort auf einen stoischen Topos zurück, unter Berufung auf Seneka: Neminem nasci sapientem, sed fieri; was zur φύσις, dem Äquivalent für nasci nach stoischer Auffassung noch hinzukommen muß, um den Weisen werden zu lassen, ist die μελέτη, die κατασκευή, die ἄσκησις. Bei Tertullian macht den Christen nicht nur die Taufe, sondern auch die ἄσκησις, letztere mehr im philosophischen Sinn der Stoa, noch nicht im engeren des Mönchsideals des 4. Jh. Einiges von der Taufpraxis des Frühchristentums sucht Th. Klauser (Taufet im lebendigen Wasser. Zum religions- und liturgiegesch. Verständnis von Didache 7, 1—8. S. 157—164) zu klären. Die schon bei den Juden nachweisbare Wertschätzung des fließenden Wassers führte zur Jordanstaufe des Johannes, wie zur Verwendung fließenden Wassers bei der christlichen Taufe, für welche Praxis außer der Didache

noch zahlreiche Stellen aus der frühchristlichen Literatur angeführt werden und auch die Bezeichnung fons für den später aufgekommenen Taufbrunnen, aber auch die Zuführung fließenden Wassers ins Taufbecken (im Lateranbaptisterium durch das Maul eines goldenen Lammes) zu sprechen scheinen. Recht ansprechend scheint die Vermutung am Schluß, daß auch schon in altchristlicher Zeit die Taufspende weniger durch Untertauchen, als durch Perfusion derart zugeleiteten Wassers erfolgte. — Über „die Kreuzzeichen in der westsyrischen Meßliturgie" (S. 245—251), ihre Zahl, die Anlässe, bei denen sie in der Messe zu machen sind, und ihre Sinnbedeutung handelt Ad. Rücker.

Unsere allzu lang geratene und doch im Einzelfall auch wieder unzureichende Übersicht hat vielleicht doch eine Vorstellung von dem reichen und vielseitigen Inhalt dieser Festgabe vermitteln können, in etwa auch von der Gediegenheit und dem streng wissenschaftlichen Ernst ihrer Beiträge. Jeder hält sich auf hohem Niveau und bringt neue, teilweise überraschende zur weiteren Diskussion anregende Ergebnisse. So ist diese Ehrung, die einem Lebenden zugedacht war, das würdige Denkmal des der Forschung jäh entrissenen Toten geworden.

Besprechungen.

Allgemeines.

Rehm, Albert: **Eduard Schwartz' wissenschaftliches Lebenswerk.** München: Verlag d. Bayer. Akad. d. Wiss., in Komm. b. C. H. Beck, München 1942. (75 S.) 8° = Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss., philos.-hist. Abt. Jg. 1942, H. 4. RM. 4.70. Bespr. von Georgine Theiler-Burckhardt, Bern.

Zwei Jahre nach dem Tode von Eduard Schwartz ist diese schöne Darstellung seines Lebenswerkes erschienen. Sie ist ein Zeugnis von der Freundschaft, die Schwartz und Rehm während der gemeinsamen Münchener Zeit verband, von der Anteilnahme und Verehrung, die Rehm dem älteren Kollegen entgegenbrachte und die ihn befähigt, Persönlichkeit und wissenschaftliche Arbeitsweise von Schwartz ausgezeichnet zu schildern. Und wenn der Verfasser im Vorwort bemerkt, daß er nicht in der Lage sei, das Lebenswerk gleichmäßig in vollem Umfang zu würdigen, „ja von seinen Arbeitsgebieten weiter entfernt sei als andere", so hat der Leser den Eindruck, das Ferne rücke durch freundschaftliche Sympathie nahe. Übrigens ist in das Arbeitsgebiet der christlichen Kirchengeschichte, dessen Kenntnis der Verfasser bescheiden ablehnt, sein von Schwartz hochgeschätzter Sohn Bernhard (gefallen im Sommer 1942) durch die beinahe druckfertige Ausgabe der Clementinen eingedrungen.

Nach einem Abriß des Lebenslaufes, wobei der Verfasser besonders des Einfluß' Useners in der Bonner Zeit gedenkt, der Schwartz wohl zur Beschäftigung mit den frühchristlichen Autoren anregte, führt er uns in drei Kapiteln durch das vielfältige wissenschaftliche Werk, beginnend mit den Arbeiten zur griechischen Mythographie und Historiographie, abschließend mit einer eingehenden Würdigung der Herausgabe der Konzilsakten. Nirgends begegnen wir einer trockenen Aufzählung, sondern überall geht der Verfasser dem Ausgangspunkt und der Entstehung der Werke nach, hebt sie ab vom damaligen Stand der Forschung, konfrontiert sie mit der Kritik, die sie auslösten, und sucht schließlich ihren bleibenden Wert festzustellen. Sehr schön trifft Rehm das Charakteristische an der Arbeitsweise von Schwartz (S. 19): „'Klare Charakterbilder' will er gewinnen . . . . Er kann nicht anders als überall lebendige Menschen agieren sehen. Die scharfsinnigste logische Analyse der Überlieferung ist ihm nur die Vorstufe für die Erfassung eines Menschen von Fleisch und Blut mit seinem Willen und seiner Leidenschaft." Dies gilt auch für das Werk von Schwartz selber. Dahinter steht eine Persönlichkeit von starkem Willen und starker Leidenschaft; ihre Eigenart umfaßt Rehm nochmals knapp im Schlußkapitel 'Das Werk und der Mensch' (S. 65): „Schwartz *trug* das Gepräge des Holsteiners in aller Schärfe an sich, in den energischen Zügen mit den hellen, blauen Augen, in den straffen Bewegungen, in der scharfen, knappen Art zu sprechen, in der vorwiegend rationalen Betrachtung der Dinge und Menschen."

Wir danken dem Verfasser, daß er der Generation der Schwartz-Verehrer diese Darstellung gegeben hat, sich nicht aufhalten ließ durch Sammlung von unbezeichnenden Zügen des Privatlebens, sondern würdig des großen Gelehrten den gelehrten Charakterkopf gezeichnet hat. — Als Anhang ist ein von H. G. Opitz (gefallen im Sommer 1941) hergestelltes Schriftenverzeichnis beigegeben.

Scharff, Alexander: **Wesensunterschiede ägyptischer und vorderasiatischer Kunst.** Ein Vortrag. Leipzig: J. C. Hinrichs 1943. (55 S., 53 Abb. auf 22 Taf.) 8°. = Der Alte Orient Bd. 42. RM. 5.—. Bespr. von Carl Watzinger, Tübingen.

Der Verfasser hat sich ein sehr interessantes Problem vorgenommen, über das sich wohl

lohnt nachzudenken, den Wesensunterschied ägyptischer und vorderasiatischer Kunst, den er durch eine Gegenüberstellung ungefähr gleichzeitiger Werke der Plastik und Reliefkunst aus beiden Kunstkreisen zu veranschaulichen sucht. Die aus einem allgemeinverständlichen Vortrag erwachsene Darstellung ist durch ausführliche Anmerkungen ergänzt, in denen man die wissenschaftliche Begründung seiner Ausführungen eingehend erörtert findet. Bei diesem Vergleich sind mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden gewesen: Die Kunst des ausgehenden 4. und 3. Jahrtausends — die des Alten Reiches in Ägypten einerseits, die sumerische Mesopotamiens andererseits, die trotz aller völkischen und politischen Zersplitterung bis auf das Reich Sargons von Agade eine überraschende Einheit des künstlerischen Wollens zeigt, sie können beide als parallel verlaufende große geschichtliche Erscheinungen zu einem wirklich fruchtbaren Vergleich nebeneinandergestellt werden. Zu dem Neuen Reich Ägyptens bietet sich im Zweistromland keine gleichzeitige, ebenso geschlossene künstlerische Einheit zum Vergleich; hier hat der Verf. sehr verschiedenartige Gebiete heranziehen müssen, deren Kunst zum Teil von der sumerischen oder der ägyptischen selbst abgeleitet ist, zum Teil in ihrem eigenen Wesen durch die Forschung noch nicht klar erfaßt ist wie die sog. Kunst der Bergvölker, die der Churriter, der Kassiten, der Elamiten, der hethitischen und semitischen Stämme Nordsyriens und Phönikiens. Wie ferner der ägyptischen Kunst des Mittleren Reiches nur wenig Gleichwertiges aus der gleichen Epoche Mesopotamiens an die Seite gestellt werden kann, so ist wiederum zu der Kunst des assyrischen Großreiches seit dem Ausgang des 2. Jahrtausends die ägyptische Kunst derselben Zeit kein gleichwertiger Partner. Eine weitere Schwierigkeit liegt im künstlerischen Niveau der zu vergleichenden Werke begründet: Nur solche Werke sollten gegenübergestellt werden, die das künstlerische Wollen einer Epoche auf beiden Seiten nach Inhalt und Qualität voll verkörpern, eine ideale Forderung, die natürlich wesentlich von der Erhaltung der Denkmäler abhängig ist.

Aller dieser Einschränkungen ist sich der Verfasser auch bewußt gewesen; aber es kam ihm wohl zunächst darauf an, zu zeigen, daß die Kunst Ägyptens und die des Orients, obwohl beide, wie alle vorgriechische Kunst vom Vorstellungsbild, nicht vom Sehbild ausgehen, zwei grundverschiedenen Welten angehören, von denen jede ihren eigenen, von der anderen unabhängigen Weg gegangen ist. Er stellt Grundformen des Reliefs, einzelne Typen der Rundplastik, die Auffassung der Tiere, z. B. des Löwen, in beiden Kunstgebieten einander gegenüber, behandelt die Darstellungen des Königs als Sieger und auf der Jagd; einzelne Anklänge in der Bildgestaltung dieser Stoffe zwischen der ägyptischen Kunst der 18. bis 20. Dynastie und der um einige Jahrhunderte späteren des assyrischen Großreichs glaubt er auf den Einfluß vorderasiatischer Vorläufer der assyrischen Kunst zurückführen zu können. An die einzelnen Bildmotive werden förderliche Hinweise angeknüpft, ohne daß freilich der Versuch unternommen wird, die Einzelbeobachtungen in den größeren Zusammenhang einer gemeinsamen geistigen Haltung zu stellen oder auf das Grundsätzliche der Probleme tiefer einzugehen. Seinem Wunsche, es möchte einmal für die sumerisch-babylonische Kunst dieselbe Grundlage weiterer Forschung geschaffen werden, wie es Heinrich Schäfer für die ägyptische Kunst geleistet hat, kann man sich nur anschließen; aber wie die Menschen dieser Zeiten ihre Kunstwerke aufgefaßt haben und was sie mit ihnen ausdrücken wollten, ist ein Problem, das für beide Kunstgebiete noch nicht gelöst, ja kaum in Angriff genommen ist.

Mensching, Prof. Dr. Gustav: **Gut und Böse im Glauben der Völker.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1941. (99 S.) 8°. RM. 3.—. Bespr. von Walther Zimmerli, Zürich.

Die vorliegende Schrift Menschings sucht in einem kurzen Querschnitt durch die Religionsgeschichte darzustellen, wie sich Glaube und Ethos in den verschiedenen Religionen zueinander verhalten. Germanische und römische Religion werden aus dem Kreis der Betrachtung ausgeschlossen, jene, weil sie ihr Ethos in der Sippensolidarität verankert, diese, weil in ihr das kultisch Gebotene das Handeln des Menschen bestimmt. Behandelt wird der chinesische Glaube in seiner Ausprägung bei Konfuzius und Laotse, der japanische Shintoismus wird kurz gestreift. Der Buddhismus in seiner Gestaltung in Mahāyāna und Hīnayāna kommt zur Sprache, der Mazdaismus in der Gestalt der Lehre Zarathustras. Babylonische und israelitische Religion werden in einem gemeinsamen Abschnitt besprochen, wobei in der Jahwereligion die drei Stufen der Alten Jahwereligion, der Prophetenlehre und der Gesetzesreligion der Spätzeit gesonderte Behandlung erfahren. Nach der ägyptischen wird auch die griechische Religion in Aufgliederung nach ihren einzelnen Zeitstufen betrachtet (Dämonistische Urreligion, Homerische Religion, Ethisierte Religion seit Hesiod, Auflösung der spätgriechi-

schen Religion, zum Teil gerade unter der Einwirkung der Kritik, die vom Ethos her geschieht). Die Besprechung des urchristlichen Glaubens, welchem die beiden Ideen des Reiches und des Vatergottes als tragende Gedankenkreise zugrunde liegen und ein eigenständiges, vom Gesetz gelöstes Ethos hervorbringen, ist durch einen knappen Ausblick in die spätere Entwicklung des Christentums ergänzt. Mit der Darstellung des Islam schließt der Gang durch die Religionen.

Der eigentlichen religionsgeschichtlichen Stoffdarbietung stellt M. Erwägungen zum Wesen des Ethischen, seiner Ursprünge im Menschen und seines möglichen Verhältnisses zur Religion voran. Ein Schlußkapitel zieht abschließend einige Ordnungslinien aus. Bestimmte Typen der Verbindung von Religion und Ethos heben sich heraus. Neben der Religionsform, in welcher der ethische Kampf im Mittelpunkt steht (Zarathustra), steht die andere (Christentum), in der das Ethos Auswirkung der Religion ist. An sich unethische Religion kann ethisiert werden (Griechenland), andernorts (Buddhismus, Mystik überhaupt) ist das Ethos lediglich Vorstufe von relativem Wert. Altes Testament und Islam schließlich bieten Glaubensformen, in denen die Forderung der Gottheit letzte Normierung des Lebens bedeutet. Nicht zur Ethisierung gelangt die germanische Religion. Das Ethos lebt hier neben der Religion, die Entwicklung bricht ab, bevor die beiden Kreise sich verbinden. M. glaubt den Satz wagen zu dürfen, daß „auf die Dauer keine Kulturreligion ohne Ethik ausgekommen ist" (94), dazu den weiteren Satz, daß die ideale Verbindung von Glaube und Ethik sich im Christentum findet, welches beiden Bereichen ihre Selbständigkeit läßt bei engster innerer Verbundenheit. Im Blick auf die Werte, die an den verschiedenen Stellen als ethische Werte ergriffen werden, lassen sich verschiedene Gruppen erkennen: Neben gewissen sozialen Grundwerten, die für jedes Zusammenleben wichtig sind und die darum auch in den verschiedenen Religionen wiederkehren (nicht töten, nicht stehlen usw.), stehen andere (Treue, Liebe, Gehorsam), die sich zwar vielfach, aber nicht in allen Religionen finden. Eine dritte Gruppe umfaßt die völkisch gebundenen Eigenwerte (japanische Gebote zum Schutz des Reisbaues, chinesischer Ahnendienst), eine vierte schließlich die „universalen Eigenwerte", Werte, die zwar an bestimmter Stelle in der Religionsgeschichte entstehen, aber Gültigkeit für alle Menschen beanspruchen.

Abschließend stellt M. fest, daß es ein Reich des Wertvollen im ethischen Sinne gibt, zu dem die Menschen von verschiedenen Seiten her den Zutritt erlangen. So wird in den verschiedenen Religionen verschiedenes ergriffen, die ergriffenen Werte werden verschieden geordnet, es gibt auch innerhalb der gleichen Religion ein Wachsen in der Werterkenntnis, Revolutionen in der Rangordnung der Werte.

Das Hauptgewicht von M.s Darstellung liegt auf der religionsgeschichtlichen Stoffdarbietung. Es ist auf knappem Raum erstaunlich viel Stoff zusammengedrängt. Gelegentlich freilich möchte man gerne eine etwas feinere Einzelauszeichnung der Linien sehen. Daß die konfuzianische Ethik mit ihrer Ritualisierung des Religiösen das eigentlich Religiöse tötet, müßte deutlicher zum Ausdruck kommen. Daß die babylonische Religion manches Verwandte zum alttestamentlichen Glauben aufweist, ist nicht wohl zu verkennen. Der fundamentale Unterschied, der dann aber im Alten Testament durch die Beziehung auf den Einzig-Heiligen hereinkommt, ist viel zu wenig deutlich gemacht. Überhaupt vermag die Darstellung des alttestamentlichen Glaubens nicht recht zu befriedigen. Läßt sich vom Zorn Jahwes in der vorprophetischen Zeit wirklich kurzerhand sagen: „Der Zorn Jahwes ist zunächst durchaus sittlich indifferent. Es ist die Dämonie des Wüstengottes, in der Satanisches mit positiver Dämonie noch verbunden ist?" Ist die Bundesidee erst später, d. h. in nachmosaischer Zeit, in den Jahweglauben hereingekommen? Ist die Bildlosigkeit nur Konservierung eines alten Nomadenideals? Und ist im Gebot, Vater und Mutter zu ehren, wirklich „das wichtigste Hauptgebot der israelitischen Religion" zu erkennen? M. arbeitet noch ganz unbefangen mit dem alten Entwicklungsschema: Vorprophetische Volksreligion – sittlich erneuerte prophetische Religion – Gesetzesreligion der Spätzeit, einem Schema, das der neueren Forschung in dieser Einfachheit nicht mehr standhält.

Am wenigsten befriedigen die allgemeinen und zusammenfassenden Ausführungen zu Beginn und Schluß der Untersuchung. M. dringt hier nur zu sehr äußerlichen und statistischen Bemerkungen über das Wesen des Ethos und seine Verbindung mit dem Religiösen vor. Die vage Annahme eines Wertreiches, zu dem die verschiedenen Religionen vorstoßen, befriedigt sehr wenig. Genügt überhaupt der Begriff des Wertes um das Wesen des Sittlichen, etwa nach biblischem Verständnis, zu erfassen? Es wäre eine verlockende Aufgabe gewesen, dem Verständnis des Menschen in den verschiedenen Glaubensformen nachzugehen, zu zeigen, wie dieses Menschenverständnis von einem be-

stimmten Bild des heiligen Gegenüber geprägt ist, und wie aus diesem Menschenverständnis dann auch die sittliche Forderung sich ergibt. Weil ein solcher letzter Blickpunkt, von dem aus Glaube und Ethos des Menschen in den verschiedenen Religionen gesehen werden könnte, fehlt, behalten die einleitenden und abschließenden Bemerkungen M.s etwas Zufälliges und Unbefriedigendes.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Lauha, Aarre: **Zaphon. Der Norden und die Nordvölker im Alten Testament.** Helsinki: Academia Scientiarum Fennica 1943. (96 S.) Gr.-8° = Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B. XLIX, 2. Bespr. von Leonhard Rost, Greifswald.

Nachdem der Verfasser kurz die Aufgabe umrissen hat, bemüht er sich zuerst um die Semasiologie zu Zaphon, behandelt dann den historisch-geographischen Norden, den heiligen Norden, den unheildrohenden Norden und schließlich den Ursprung der alttestamentlichen Vorstellungen vom Norden. Die klargeschriebene Arbeit unterrichtet gut über den ganzen Umfang der Frage. Während sie für die Vorstellung von heilbringendem Norden späte Übernahme babylonisch-assyrischer Gedankengänge annimmt, sieht sie in den Vorstellungen vom unheilbringenden Norden die sagenhafte Wiederspiegelung der ägäischen Wanderung des 12. vorchristlichen Jahrhunderts, deren Auswirkungen für die kleinasiatische und nordsyrische Völkerwelt verheerende, für Ägypten noch bedrohliche gewesen waren. Diese wahrscheinlich richtige Auffassung hätte unterbaut werden können, wenn der Verf. die Stellung Palästinas als ägyptisches Hoheitsgebiet stärker betont hätte. Im einzelnen ist gelegentlich der akute Anlaß gegenüber der sagenhaften Einkleidung etwas zu wenig gewürdigt. Über die Orientierung der Synagogen in Palästina das Richtige (Ausrichtung auf Jerusalem) im Palästinajahrbuch 29 (1933), S. 59ff.

Semitistik, Islamistik.

Attema, Dirk Sijbolt: **De mohammedaansche Opvattingen omtrent het Tijdstip van den jongsten Dag en zijn Voorteekenen.** Proefschrift. Amsterdam: Noord-Hollandsche Uitgevers Maatschappij 1942. (IX, 181 S.) Gr.-8°. Bespr. von H. Wehr, Erlangen.

In dieser Amsterdamer Dissertation behandelt Attema, ein Schüler Wensincks, die islamischen Auffassungen über den Zeitpunkt des Weltendes und die Vorzeichen (*ašrāṭ as-sāʿa*) die es auf Erden ankündigen werden. In drei Hauptstücken werden daraufhin der Koran, die Tradition und die spätere Entwicklung untersucht. Als Quellen werden benutzt der Koran mit Kommentaren, 9 Traditionswerke (Mālik b. Anas *Muwaṭṭaʾ*, Aḥmed b. Ḥanbal *Musnad*, ad-Dārimī *Musnad* und die 6 kanonischen Sammlungen); für die spätere Entwicklung der Vorstellungen vom Zeitpunkt des Weltendes wird der einleitende Passus in Ṭabarīs Weltgeschichte (I, 7—15), eine Stelle in Ibn Ḫaldūns Muqaddima (II, 177—201) und as-Suyūṭīs *al-kašf ʿan muǧāwazat hāḏihi'l-umma al-alf* herangezogen. Für die Vorzeichen im späteren Islam wird vor allem benutzt al-Barzanǧī *al-išāʿa li-ašrāṭ as-sāʿa* v. J. 1076/1664, worin eine Anzahl wichtiger Quellen verarbeitet sind, sowie 3 Werke aus verschiedenen Zeiten: al-Muṭahhar b. Ṭāhir al-Maqdisī, *Badʿ al-ḫalq wa't-taʾrīḫ* (4. Jh. d. H.), al-Qurtubī *at-taḏkira* (7. Jh. d. H.) und endlich ein Werk des vorigen Jahrhunderts, Ḥasan al-ʿAdawī al-Ḥamzāwī's *Mašāriq al-anwār*.

Das erste Hauptstück (S. 6—43) zeigt ausführlich, was im Prinzip schon mehrfach, z. B. bei Tor Andrae, Ursprung des Islams S. 60—63 dargelegt worden ist, wie Mohammed anfänglich von dem Gedanken beherrscht wird, daß die „Stunde" schnell hereinbrechen werde; allmählich tritt dieser Gedanke zurück und es wird mehr Nachdruck darauf gelegt, daß Gott den Zeitpunkt genau bestimmt, aber niemandem mitgeteilt habe, so daß das Weltende plötzlich und unerwartet hereinbrechen werde. Wenig ergiebig ist der Koran für die Vorzeichen, von denen nur das Hervorbrechen der Völker Yāǧūǧ und Māǧūǧ und das sprechende Tier aus der Erde erwähnt werden. Sonstige angeführte Koranstellen sind, wie der Verf. zeigt, nicht stichhaltig. — Es liegt in der Natur der Sache, daß das zweite Hauptstück (S. 44—147) der wertvollste und ergiebigste Teil der Arbeit ist. Denn die Tradition bietet so mannigfache Schilderungen der Vorzeichen, daß es als eine dankbare und wichtige Aufgabe gelten muß, dieses Material zu ordnen und zusammenzustellen. Zu den genannten koranischen Motiven tritt in der Tradition eine Fülle von z. T. widerspruchsvollen Motiven. Neben dem Auftreten des Daǧǧāl, der Lügenpropheten, des Mahdī, des Ḏū's-suwaiqatain, der Wiederkunft Jesu, sind es politische und kriegerische Ereignisse (Bürgerkriege, gegenseitiges Morden, Judenverfolgungen, Kämpfe mit Völkern von mongolischem Typ, Eroberung von Palästina, Kampf mit den Byzantinern, Einnahme von Konstantinopel), soziale Veränderungen (Anhäufung von Reichtümern) und kosmologische Vorgänge, Naturkatastrophen (Regenmangel,

Verkürzung der Zeit, Aufgehen der Sonne im Westen, Untergang Arabiens, Reden der Tiere, Rauch über der Erde, Feuer aus Südarabien u. a. m.). In diese bunte Fülle von Motiven verschiedenster Art und Entstehung bringt die Arbeit im Rahmen des Möglichen Ordnung. Der historische Hintergrund, auf dem sie erwachsen konnten, wird öfters scharf herausgearbeitet. So wird gezeigt, wie sich Verweltlichungserscheinungen der Umaiyadenzeit in der Tradition als Vorzeichen der letzten Stunde widerspiegeln (S. 67). Religiöse und politische Entartungserscheinungen ließen den Glauben aufkommen, daß dies das Zeichen des Endes sei. Da nun die „Stunde" immer noch nicht eintrat, kam man zu dem Gedanken, daß vor ihrem Eintreten die Zustände erst noch viel schlimmer werden müßten und dabei nicht nur innere Wirren, sondern auch ein gänzlicher Umsturz in der Natur eintreten müßte (S. 82). Andrerseits fehlt es auch nicht an der entgegengesetzten Erwartung, wonach vor dem Ende eine glückliche Zeit der Besserung unter einem idealen Kalifen eintreten wird. Vielleicht wäre es zu empfehlen gewesen, bei der Sammlung des Traditionsmaterials den *Kanz al-ʿummāl* zu benutzen, der ja nicht nur das kanonische, sondern auch einen guten Teil des außerkanonischen Materials in bequemer Zusammenstellung bietet und für die *ašrāṭ* außerordentlich ergiebig ist (Bd. VII, 172—206, Nr. 1667—2190 *aqwāl* und 252—270, Nr. 2871 bis 3031 *afʿāl*). Wenn auch die Entstehung und Herkunft so mancher merkwürdiger Vorstellungen vorläufig dunkel bleiben muß, so bemüht sich der Verf. doch, das Material der Tradition ebenso wie das des ersten Hauptstückes durch Heranziehung von Parallelen aus dem Gedankengut der syrischen Kirche, besonders aus Ephraem, aus den Evangelien und jüdischen Vorstellungen gelegentlich zu beleuchten. — Das dritte Hauptstück (S. 148 bis 181) setzt zunächst auseinander, zu welchen Ergebnissen die spätere Spekulation über den Termin des Weltunterganges kam. Dieser wird von Ṭabarī auf das Jahr 500, von Suhailī auf 703, von vielen auch auf 1000 festgesetzt, während Suyūṭī ihn spätestens 1500 erwartet. Hinsichtlich der Anschauungen über die Vorzeichen in der späteren Entwicklung kommt A. auf Grund seiner Quellen zu dem Ergebnis, daß zwar einige neue Züge hinzugekommen sind, wesentlich neu an der Entwicklung ist aber, daß man systematische Einteilungen vornahm und die gegensätzlichen Auffassungen zu ordnen und zu einem Ganzen zu verarbeiten suchte. Zum Teil bestreitet man später sogar die Richtigkeit solcher Vorstellungen. Die systematischen Theologen sind wohl besonders zurückhaltend. So sagt ja al-Ġazzālī im letzten der Eschatologie gewidmeten Buch des *Iḥyāʾ* nichts und in *ad-durra al-fāḫira* nur wenig über die Vorzeichen. Immerhin sind sie, wenn auch in geringer Anzahl in den Glaubensbekenntnissen als Glaubensartikel aufgeführt. Es wäre sicher lohnend gewesen, den Begriff der „späteren Entwicklung" etwas weiter zu fassen und das Bild auf Grund weiterer Quellen abzurunden. Z. B. al-Bāǧūrī's Kommentar zu al-Laqānī's *Ǧauhara* oder Ibn al-ʿArabī's *Muḥāḍarāt al-abrār*, die Horten für seine Darstellung der Vorzeichen benutzt (Die religiöse Gedankenwelt des Volkes S. 301—309), bieten viele hier nicht erwähnte Züge, die wohl auch der späteren Entwicklung angehören. Aber der Verf. will bewußt hier nur eine knappe Skizze bieten und ist nicht auf Vollständigkeit in der Sammlung der Motive ausgegangen (S. 3). Dies kann man im Rahmen der Arbeit, deren Hauptgewicht auf der Darstellung des Traditionsmaterials liegt, durchaus billigen.

Der Verf. hat das verwickelte und widerspruchsvolle Material besonders der Tradition erstmalig systematisch und übersichtlich zusammengestellt. So darf die Arbeit als ein wertvoller Beitrag zur Erschließung des Einleitungsgebietes der Eschatologie gelten.

[al-ʿOmarī:] Ibn Fadlallāh al-ʿOmarī's Bericht über Indien in seinem Werke Masālik al-Abṣār fī Mamālik al-Amṣār. Hrsg. u. übers. von Otto Spies. Leipzig: Otto Harrassowitz 1943. (VII, 127 S., 1 Abb.) Gr.-8° = Samml. orientalistischer Arb., 14. H. RM. 7.50. Bespr. von H. v. Mžik, Wien.

Mit Recht zählt R. Hartmann (ZDMG Bd. 70, 1916, S. 6) al-ʿOmarī zu den bedeutendsten Vertretern der historisch-geographischen Literatur der Araber. Al-ʿOmarī (geb. 700/1301, Staatssekretär in Damaskus 741—743/1340 bis 1342, gest. 748/1348) verdankt dieses Lob vor allem seiner großen Enzyklopädie, die — je nach der Größe der Abschrift — 20 bis 25 Bände umfaßt. Sie zerfällt in 2 Teile (*ḳism*), von denen der zweite, weitaus umfangreichere, biographischen Inhalts ist, während der erste, politisch-geographische, in 2 große Abteilungen (*nauʿ*) eingeteilt ist, die nach dem Titel benannt sind: die erste (*al-masālik*) enthält die allgemeine Geographie und was nach der Auffassung der mittelalterlichen arabischen Geographen dazu gehört, die zweite (*al-mamālik*) bringt in 14 Kapiteln die Beschreibung der einzelnen Länder (vgl. F. Taeschner: Al-ʿUmarī's Bericht über Anatolien usw. I. Text. Leipzig. 1929, S. 5). Von diesen Länderbeschreibungen ist ein Teil bereits von europäischen bzw.

orientalischen Gelehrten herausgegeben worden (Taeschner, a. a. O., S. 3, 4), während die ägyptische Staatsbibliothek eine Gesamtausgabe des Werkes in Angriff genommen hat, die von Aḥmed Zekī besorgt wurde, aber über den ersten Band (Kairo 1342/1924) nicht hinausgekommen ist und nach dem Tode des Herausgebers überhaupt steckengeblieben zu sein scheint.

So ist denn Spies' Textausgabe und kommentierte Übersetzung von *ḳism* 1, *nauʿ* 2, *bāb* 1 der *Masālik al-abṣār*, al-ʿOmarī's Bericht über Indien enthaltend, schon aus diesem Grunde gerechtfertigt und man wird sich bis zum Erscheinen einer Gesamtausgabe des Werkes an sie halten müssen, ebenso wie Quatremères auszugsweise, auf Grund der minderwertigen Pariser Handschrift gemachte französische Übersetzung (Notices et Extraits, XIII, S. 166 bis 221) bisher das einzige Mittel war, an al-ʿOmarīs Bericht über Indien heranzukommen.

Wie dies bei allen arabischen Geographen unbedingte Notwendigkeit ist, hat auch in unserem Falle der Herausgeber das Schwergewicht seiner Arbeit auf die sprachlichen und sachlichen Erklärungen zum Text und auf die Übersetzung gelegt. In einer größeren Einleitung (S. 1—18 bespricht er neben den Handschriften, auf denen seine Ausgabe beruht, den Inhalt von al-ʿOmarīs Bericht. die schriftlichen und mündlichen Quellen, aus denen er geschöpft hat, die Übereinstimmungen zwischen ihm und Ibn Baṭṭūṭa; eine längere Notiz (S. 9—11) widmet er dem Namen und Charakter Muhammed i. Tuġluḳs; die ziemlich zusammenhanglosen Angaben über Staatsverwaltung und Staatsbeamte, die sich in den von al-ʿOmarī gebrachten Anekdoten zahlreich finden, ordnet er (S. 11—18) nach sachlichen Gesichtspunkten.

Al-ʿOmarī hat selbst keine größeren Reisen gemacht und ist nie in Indien gewesen. So war er auf die Nachrichten anderer angewiesen und, obgleich seine Gewährsmänner z. T. aus der unmittelbaren Umgebung Muḥammed i. Tuġluḳs herkamen und tatsächlich vieles zu sagen hatten, fehlt al-ʿOmarīs Bericht natürlich die Unmittelbarkeit und die persönliche Note, die Ibn Baṭṭūṭas Schilderungen, die nach wie vor die wichtigste Quelle für Muḥammed i. Tuġluḳ bleiben, so anziehend machen und auch den europäischen Leser zu fesseln vermögen.

So wie Ibn Baṭṭūṭa gibt auch al-ʿOmarī selbstverständlich nur Ausschnitte aus der zeitgenössischen äußeren und inneren Geschichte Indiens wieder. Das Bild, das wir durch ihn erhalten, ist also unvollständig. Sp. mußte jedoch, um die Darstellung nicht allzusehr anschwellen zu lassen, das Vergleichsmaterial, das die indisch-persischen Historiker und auch andere Quellen in reichstem Maße bieten, außer Betracht lassen, um so mehr als er seine Arbeit unter schwierigen Bedingungen vollenden mußte (Vorwort, S. VI). Doch zeitigte diese Beschränkung naturgemäß Nachteile. Man darf nicht vergessen, daß man durch al-ʿOmarī allein unter Umständen ganz unrichtige Vorstellungen von den geschilderten Verhältnissen erhalten kann.

Dies gilt, um nur ein Beispiel zu geben, von seinen Angaben über das Münz- und Gewichtssystem. Hier wären zunächst zwei Angaben des Herausgebers richtigzustellen. Sp. sagt (S. 17): „Sultan Iltūtmiš . . . führte ein arabisches Münzsystem in Indien ein . . ." Das stimmt nicht ganz. Denn es gibt nur ein arabisches System: Dīnār = 4,25 Gramm Gold, Dirhem = 2,97 Gramm Silber. Außerdem hat Sp. die englischen grains als Gramm gelesen, ohne zu bedenken, daß eine kursierende Silbermünze (nicht eine Schaumünze!) von $^1/_5$ kg eine Monstrosität wäre. Es ist also richtig zu lesen: Silber-Tanga von (ursprünglich) 10,75 Gramm Gewicht.

Außerdem ist die auf die Autorität des Mubārak al-Anbiyātī zurückgehende Liste der Münzeinheiten reine Theorie, die, auf der altindischen Viererteilung beruhend, mit den wirklichen Verhältnissen nur wenig Berührung hat. (Ähnliches finden wir in den staatsrechtlichen Schriften der Araber, wie al-Māwardī u. a.). Nebenbei wäre noch zu bemerken, daß Mubārak Indien verlassen hat (730/1329), bevor Muḥammed i. Tuġluḳ den Versuch einer Zwangs- oder Fiduziarwährung in Szene setzte. Aber auch in der normalen Münzprägung Muḥammeds kann nur wenig gefunden werden, was mit der Tabelle Mubāraks übereinstimmt. Doch selbst, wenn wir die Tabelle Mubāraks als theoretisch richtig annehmen, bleibt noch immer die Tatsache bestehen, daß es effektiv geprägten, noch heute in vielen Tausenden von Exemplaren vorhandenen Münzen des Muḥammed i. Tuġluḳ von dieser Einteilung kaum eine Spur aufweisen. Die reguläre Münzprägung dieses Herrschers kennt eigentlich nur ganze und halbe Gold- und Silber-Tangas, dann Kupfermünzen in unerkennbar abgestuften Teilstücken, endlich Billon-Münzen, vulgär Dihliwāl genannt, bestehend aus einem variablen Gemisch von Kupfer und Silber im Durchschnittsgewicht von 4 und 8—9 Gramm.— Die Angabe, daß die Gold-Tanga 200 grain (nicht Gramm) wog, ist irreführend; es wurden aus Gründen, die für uns nicht mehr feststellbar sind, nebeneinander 2 Sorten Gold-Tangas geprägt von rund 10 bzw. rund 13 Gramm. Vgl. auch die von Sp. genannte vortreffliche Arbeit H. Nelson Wrights: Coinage and Metrology etc. 1936, S. 156 bis 171 und Appendix S. 391—402. Seine Ausführungen bilden vorläufig den erschöpfenden Kommentar zur Tabelle Mubāraks (frdl. Mitteilung von E. v. Zambaur).

Überhaupt tritt die Kritik gegenüber al-ʿOmarīs bzw. seiner Gewährsmänner Erzählungen, da das Quellenmaterial zur Geschichte und Persönlichkeit Muḥammed i. Tuġluḳs vom Herausgeber nicht ganz ausgewertet werden

konnte, wiederholt in den Hintergrund, doch ist in den Anmerkungen viel Wichtiges enthalten und insbesondere das lexikographische Material voll berücksichtigt, so daß sich die Arbeit als gut geschlossenes Ganzes präsentiert.

Kirchner, Iwan: Der nahe Osten. Der Kampf um Vorderasien und Ägypten vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Brünn: Rohrer 1943. (920 S., 3 Ktn.) 8°. Geb. RM. 16.— Bespr. von W. Björkman, Falkensee-Finkenkrug.

In der richtigen Erkenntnis, daß die Gegenwartsentwicklung des Nahen Ostens erst dann wirklich zu verstehen ist, wenn man auch die Vergangenheit wenigstens in den Hauptzügen kennt, hat der Verf. es unternommen, die Entwicklung Vorderasiens und Ägyptens vom Mittelalter bis in unsere Tage in einem umfangreichen Band zu behandeln. Er hat seinen Riesenstoff in 50 Kapitel eingeteilt, die wieder in 5 größere Gruppen zusammengefaßt sind. Unter der Überschrift „Von der alten zur neuen Zeit" ist z. B. der mittelalterliche Orienthandel, Dschingiz Chan und das Mamlukenreich behandelt, unter „Entstehung der Probleme" die Osmanenherrschaft und Muhammed Ali, als „Zeit der Entscheidungen" wird neben Ismail und Cromer auch Bismarcks Orientpolitik geschildert, während Husain, die Zionisten und der Wafd unter die „Tyrannis der Freimaurer" fallen und die Entwicklung von 1936 bis 1942 als „Aufstand und Ausblick" gekennzeichnet ist. Man erschrickt fast über die Größe des Stoffs, denn wer kann dies alles wirklich beherrschen? Der Verf. schildert auch nicht etwa die ganze geschichtliche Entwicklung mit ihren unzähligen Problemen, sondern für ihn ist die ganze Geschichte im Grunde eine Geschichte des Handels und der Wirtschaft, und hier zeigt er auch einen guten Blick für die großen Linien und die wirtschaftlichen Hintergründe, die vielleicht bisher nicht immer gebührend beachtet worden sind. Natürlich wird man in Einzelheiten auch anderer Meinung sein können als er, aber das scheint mir nicht das Wesentliche zu sein. Wesentlich ist dagegen die Einstellung des Verf. zu den Quellen, die sich in einem Fehlen von Quellenangaben äußert, denn auch die 52 Anmerkungen am Schluß bringen nur wenige Angaben über die benutzten Quellen, beweisen aber, daß der Verf. anscheinend meist — trotz der „weit ausgreifenden, teilweise aus orientalischen Quellen schöpfenden Geschichtsstudien" des Umschlags — nur aus 2. oder 3. Hand geschöpft hat. Was dort z. B. als Quelle für die Darstellung der Gegenwartsentwicklung genannt ist, kann doch unmöglich alles sein. Wenn auch der Verf. gelegentlich (S. 779, 797) andeutet, daß er selbst in den Balkanländern und wohl auch im Orient war und dort offenbar manches an der Quelle erfuhr, so kann das doch nicht die Benutzung solider Vorarbeiten entbehrlich machen. Weder die Enzyklopädie des Islam noch Oriente Moderno oder die Arbeiten von Topf und Toynbee sind genannt, sollten sie wirklich dem Verf. eines solchen Buches unbekannt sein? Infolgedessen tappt der Leser dauernd im Dunkeln und hätte eigentlich fortwährend Fragen an den Verf. zu stellen. Worauf geht z. B. die Schilderung König Fuads S. 696—9 zurück? Ist es wahrscheinlich, daß er nach Zagluls Sturz Ende 1924 die Briten als italienischer Artilleriegeneral empfing mit den Worten, der König sei für sie nicht zu sprechen? Und sollte wirklich Zagluls Tod von niemand schmerzlicher empfunden worden sein als gerade von Fuad? Führte er wirklich ein Regiment äußerster Sparsamkeit? War er in der Ablehnung der Engländer eines Sinnes mit seinem Volk, und sollten wirklich die Engländer über den nichtsahnenden Herrscher Einfluß auf seine Politik im Innern gewonnen haben? All das kommt uns nicht gerade wahrscheinlich vor, aber wir könnten solche Nachrichten leicht beurteilen, wenn man uns die Quelle verraten würde.

Ähnlich steht es mit dem „Warner Nahas Pascha" S. 756f. oder mit den angeblichen türkischen Hoffnungen auf die Ğezīra S. 748 (während nach S. 832 die Türken außer Hatay keine Ansprüche auf arabisches Gebiet stellen). Über die Männer, die den jungen König Faruk maßgeblich beeinflußt haben, werden S. 785ff allerhand Einzelheiten gebracht, natürlich auch ohne Quellenangabe, dabei scheint aber der Einfluß Maraghis zu kurz gekommen zu sein. Die Wandlung des Wafd sucht der Verf. durch ein ständiges Steigen des Einflusses der Kopten zu erklären (S 789, 847), und ihrer sollen sich die Engländer bedient haben, während Nahas fest blieb; aber ist damit alles erklärt?

Je näher man der Gegenwart kommt, desto mehr Fragen hat man zu stellen, und ein gewisses Mißtrauen gegenüber den Auffassungen des Verf. bleibt zurück, besonders wenn man sieht, daß er in manchen Dingen doch recht sorglos gewesen ist. Schon Schreibungen wie Redschad 631, Haza 672, Schah-in-Schah708, MacMichel 760, Jewish Agence 762, Rieza 803, Abd ul Illah 804, Nakib el Eschref 811 sind nicht gerade vertrauenerweckend, und gegen die Charakterisierung Lawrences 638, die Darstellung des Falls Denschawai 691, des Vertrags Englands mit den Arabern 762, des „schiitischen Ordens der Kadiriten" 811 oder

des Abkommens zwischen Roosevelt und Halifax 856 ist manches einzuwenden. Dafür scheinen wieder andere Abschnitte desto besser geraten zu sein. Im ganzen war das Buch als großer Wurf gedacht und frisch gewagt; das Ergebnis ist aber nicht ganz befriedigend und konnte es wohl gar nicht sein. Der Verf. hat das Verdienst, den Weg zu einer fruchtbaren Fragestellung gezeigt zu haben, und wir wollen hoffen, daß dieser wirklich lohnende Gegenstand einmal eine vollwertige Behandlung findet.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Moravcsik, Gyula: **Byzantinoturcica I. Die byzantinischen Quellen der Geschichte der Türkvölker.** Budapest: Kir. M. Pázmány Péter Tudomanyegyetemi Görög Filológiai Intézet 1942. (379 S.) 8°. = Magyar-Görög Tanulmányok 20. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Moravcsik hat sich die Aufgabe gestellt, die in den byzantinischen Quellen enthaltenen türkischen Sprachmaterialien, wie sie vor allem in den Eigennamen vorliegen, aufzuarbeiten — „türkisch im weitesten Sinne verstanden, in dem es mit dem Begriffe der mongolischen Rasse und des Turanischen zusammenfällt" (S. 11), wobei hier auch das Magyarische mit eingeschlossen wird. Bei der Sammlung des Stoffes drängte sich dem Verf. bald die Überzeugung auf, daß die vorhandenen Textausgaben vielfach nicht so beschaffen sind, daß sich aus ihnen das Namenmaterial in zuverlässiger Form gewinnen ließe. Er sah sich daher veranlaßt, weitgehend die Handschriften selbst beizuziehen. Außerdem ist natürlich für eine Auswertung des Stoffes die Klärung von mancherlei literarhistorischen Fragen Voraussetzung. Und Moravcsik hat sich den von ihm erkannten Notwendigkeiten nicht entzogen. Als Ertrag solcher Untersuchungen hat sich das Quellenverzeichnis, das dem für den II. Band vorgesehenen Onomastikon vorangehen muß, zu dem hier vorliegenden stattlichen Band I ausgeweitet.

Aus der Vorarbeit ist ein durchaus selbständiges Buch von erheblichem inneren Gewicht geworden. Rein äußerlich behält es freilich in vielen die Form einer Einleitung zum Onomastikon bei. Aber wie es ja manchmal vorkommt, daß die Einleitung ganz Wesentliches enthält, so hat sie sich hier — nicht zum Schaden des Ganzen — selbständig gemacht. Schon das Vorwort (S. 5—16) orientiert in klarer und lehrreicher Weise über die Bedeutung und die Schwierigkeiten der Aufgabe, wie über die Grundsätze, denen Verf. bei der Lösung folgt. Dann kommt, vom Verf. als „Einleitung" bezeichnet, S. 18—97 ein geschichtlicher Abriß über Byzanz und die Türkvölker und eine Beurteilung der byzantinischen Quellen, wobei 1. eine Charakteristik der Quellen geboten, 2. über die Methodik der Quellenforschung gesprochen wird. Diese „Einleitung" gibt in aller Knappheit ein erstaunlich reiches und vielseitiges Bild der Probleme, für das jeder Nicht-Byzantinist dem Verf. außerordentlich dankbar sein wird, und aus dem gewiß auch der Byzantinist noch genug zu lernen hat. Schon die reichhaltige Bibliographie ist von größtem Werte. Dann folgt der Hauptteil S. 98—366: die Besprechung der einzelnen Quellen. Hier ist der Einleitungscharakter insofern gewahrt, als die einzelnen Texte in alphabetischer Anordnung nach den leicht durchsichtigen Abkürzungen aufgeführt sind, unter denen sie wohl im Onomastikon zitiert werden sollen. Überall wird zunächst eine allgemeine Charakterisierung der Quellen gegeben, worauf noch besonders der Inhalt und Wert der darin enthaltenen Nachrichten über Türkvölker gekennzeichnet wird und jeweils eine — man darf wohl sagen: erschöpfende[1] — Bibliographie beigefügt wird. In diesem Hauptteil steckt eine Unmenge literarhistorischer Arbeit, die zweifellos vielfach weit über Krumbacher hinausführt und ein ungemein reicher Beitrag zur byzantinischen Literaturgeschichte, wenigstens der historischen Literatur im weitesten Sinne ist. Gerade damit hat der ursprünglich als Vorarbeit für eine bestimmte, eingangs skizzierte Aufgabe gedachte Plan seine Verwirklichung in einem selbständigen Werke von bedeutendem Wert gefunden.

Wenn man annehmen darf, daß der zu erwartende zweite Band, das Onomastikon, vielleicht ebensosehr, wenn nicht noch mehr das Interesse der Turkologen finden wird als das der Byzantinisten, so möchte man vermuten, daß dieses Quellenverzeichnis sich unmittelbarer an den Byzantinisten wendet. Freilich auch für den Turkologen, der sich mit den älteren Perioden des Türkentums befaßt, wird es zum unentbehrlichen Hilfsmittel werden. Wenn für viele Türkvölker die byzantinischen Quellen fast die einzigen, jedenfalls die wichtigsten sind, so ist selbst für die Kenntnis der Anfänge des anatolischen Türkentums die Ausschöpfung des Stoffes, den das byzantinische Schrifttum bietet, notwendige Voraussetzung. Gewisse Vorwürfe, die in dieser Hinsicht in jüngster Zeit

1) Wenn dem Referenten auffällt, daß Verf. S. 139 zu Georg Am nicht auf Deissmann, Forschungen und Funde im Serai, S. 25ff. u. 30f. verweist, so möchte er doch annehmen, daß diese nicht ein Versehen, sondern beabsichtigt ist.

gegen die Turkologie erhoben wurden, konnten von dieser mit Grund zurückgewiesen werden durch den Hinweis darauf, daß hier erst die Byzantinistik das Wort habe. Es ist in höchstem Maße erfreulich, daß diese Aufgabe nun mit solcher Energie und — wie dieser Band schon erkennen läßt — mit solch tiefer Sachkenntnis und solcher Gewissenhaftigkeit in Angriff genommen worden ist.

Zum Schluß sei nur noch darauf hingewiesen, daß Moravcsiks Handschriftenstudien uns außer mit einigen kleineren Texten (Chron. Byz. R, S, V; Chron Turc; Georg Klon; Theod Prod X, Y, Z; Theod Skut Add I) mit einer unveröffentlichten türkischen Geschichte über die Jahre 1373—1512 (Hist Turc), die in cod. Vati.-Barberin. 111 vorliegt, und einem kurzen, ebenfalls nicht herausgegebenen Ordo Portae über das osmanische Hof- und Heereswesen (cod. Paris. 1712) bekanntmachen.

Der Dank, den wir dem Verf. für den gehaltreichen Band I schulden, mündet wohl bei jedem, der von ihm Kenntnis nimmt, unwillkürlich in den Wunsch, daß dem ersten recht bald der zweite folgen möge.

Jäschke, Gotthard: **Türkei.** Berlin: Junker & Dünnhaupt 1941. (63 S., 1 Kte.) 8° = Kleine Auslandskunde, 8. Pp. RM. 2.—. Bespr. von Otto Maull, Graz.

In der Reihe der „Kleinen Auslandskunden" gibt G. Jäschke eine Staatenkunde der Türkei nicht nach länderkundlicher, sondern nach ausgesprochen landeskundlicher Art. Das Physischgeographische wird als „Raum" sehr knapp unter den Gesichtspunkten Größe, Grenzen — besonders ihrer vertraglichen Festlegung —, Klima und Boden behandelt. Das letzte Kapitel bleibt ganz unanschaulich. Der zweite Hauptabschnitt Volk bringt einen kurzen Abriß der Geschichte, der rassischen und sprachlichen Zusammensetzung, der aber über die Rasse nichts zu sagen weiß und mit der Bemerkung vom „echt türkischen Blut" den Boden des Wissenschaftlichen verläßt, über Bevölkerungsstand nach der Zählung von 1935 und Bevölkerungsbewegung, über berufliche und soziale Schichtung und Minderheiten. Der Staat im besonderen wird in seiner Verfassung, Verwaltung, seinem Parteiwesen, seiner auswärtigen Politik und Rechtsentwicklung, seiner Kultur (Religionen, Volkssitten, Erziehungswesen, Kunst und Wissenschaft, Presse und Rundfunk), seiner Wirtschaft und seinem Verkehrswesen, endlich seiner Wehrmacht viel breiter dargestellt, und die hier gemachten Angaben werden sicher von allen begrüßt werden, die sich über die entsprechenden Seiten des staatlichen Lebens schnell eine erste Orientierung holen wollen. Ausgewählte Literatur weist dem Leser den Weg zur weiteren Vertiefung.

Spies, Otto: **Das Blutgeld und andere türkische Novellen.** Ausgewählte Übersetzungen aus der modernen türkischen Literatur. Leipzig: Felix Meiner [1942]. (232 S.) 8°. RM. 4.80. Bespr. von J. Rypka, Prag.

Im literarischen Nachwort zu diesem Buche tut der Übersetzer dar, daß bei einer Auswahl von Novellen nicht nur der persönliche Geschmack und das spezielle Interesse mitsprechen, „sondern auch literaturgeschichtliche und kulturkundliche Gesichtspunkte, die man den Werken der Dichter zumißt. Gerade in der türkischen Moderne gibt es dichterische Erzeugnisse, die dem Geschmack eines breiteren, nichttürkischen Leserkreises weniger entsprechen, während sie aber hinsichtlich der türkischen Literaturgeschichte und Kulturkunde von besonderem Interesse sind" (p. 190). Dies war offenbar auch der Leitgedanke der vorliegenden Sammlung. Vor den instruktiven Rücksichten mußten — eben jener ernsten Einstellung des Übersetzers zufolge — etwaige auf bloßes Gefallen hinzielende Momente in den Hintergrund treten. Fest überzeugt bin ich natürlich, daß Spies bestrebt war, von dem ihm zu Gebote stehenden Material das Beste herauszuholen, und das nicht nur nach seinem eigenen, sondern auch nach türkischem Geschmack, denn eine Reihe der Erzählungen werden in türkischen Schullesebüchern und Anthologien immer wieder abgedruckt. Man hat somit in der Sammlung ein gutes Ebenbild der (osmanisch-)türkischen Novellistik, der auch einige novellenmäßig in sich abgeschlossene Romanausschnitte, also wiederum Stücke derselben Eigenart, beigeordnet sind, in ihrem neuesten Vorwärtsdrängen und Ringen zu erblicken. Gerade dies aber gibt zu denken, indem man feststellen muß, daß dieser Zweig der türkischen Wortkunst von heute den subjektiven Erwartungen nicht ganz entspricht. Bei der objektiven Beurteilung muß man sich allerdings vergegenwärtigen, daß Roman und Novelle in der Türkei erst jüngeren Ursprungs sind; sie können also nicht auf eine entwickelte Tradition aufbauen (p. 200). Wir schulden dem Übersetzer Dank dafür, daß er nicht maskiert, sondern uns das wahre Gesicht dieses Schrifttums zeigt. Elf der angesehensten Erzähler kommen da in zweiundzwanzig Kurzgeschichten zu Wort. Mein Gesamteindruck: Realismus ohne Realität; man kann es auch so ausdrücken, daß aus dem Mög-

lichen, aber Unwahrscheinlichen am Ende doch nichts anderes als Romantik, wenngleich ungewollt, hervorschießen muß. Dem Psychologisieren fällt gleichsam die Aufgabe zu, solche Unwahrscheinlichkeiten zu verdecken. Der guten Erzählungstechnik steht schwache Fabulistik entgegen; in Einzelheiten und in der Exposition sind sämtliche Stücke ausgezeichnet, im Grundplan und in den Lösungen dagegen schwach und unzulänglich. Glühende Vaterlandsliebe ruft nach Heldenmut, der aber nicht selten in sentimentale Effekthascherei ausartet. Rührseligkeit und Tränen gehören überhaupt zum täglichen Brot der uns vor die Augen geführten Schriftsteller. Soziale Zustände leuchten in den Farben des bengalischen Feuers. Man verkennt, daß nicht allein die Religion sich im Fanatismus auswirkt. Die Kunst, Tendenziöses und Konstruiertes zu kaum wahrnehmbaren Untertönen zu verflüchtigen, liegt noch in weiter Entfernung.

Nun zu den einzelnen Autoren: In „Nerimans Heimkehr" (p. 154) schildert Peyami Safa ganz vorzüglich die unbezähmbare Sehnsucht der jungen Türkin nach europäischer Lebensart. Sehr gut ist auch Yakub Kadris zweite Novelle „Eine Taubenjagd" (p. 95), die ohne allzu große Aufdringlichkeit der Tendenz die Kriegsschrecken schildert. Nicht minder schön wäre auch seine Erzählung vom „Mädchen, das eine Stimme hörte" (p. 86), wenn es mir vergönnt wäre zu glauben, daß es in Anatolien ein Dorfmädchen gab, das, ihres Bräutigams durch den Krieg beraubt, einer Dauerekstase anheimfällt und ununterbrochen eine Anderen unvernehmbare Stimme des bedrängten Vaterlandes hört. Refik Halid ist durch zwei gar nicht seichte und die türkische Umwelt ganz plastisch zeichnende Humoresken vertreten, deren erste „Der Zweifel des Herrn Vehbi" (p. 55) das Crainquebille-Motiv der Überredung variiert, der zufolge Herr Vehbi selbst am Ende an seine Vaterschaft eines von ihm nicht erzeugten Kindes glaubt: „Den Ochsen haben wir richtig hineingelegt." Auch die zweite, „Nachbarsehre" (p. 70), kennzeichnet sich durch eine recht einladende Exposition, die jedoch nur zu einer ganz flauen Lösung des in flagranti ertappten Ehebruchs führt: „Wir haben uns umsonst beunruhigt. Es ist der Arzt, der kommt, unser Hausarzt Dr. Hüsnü Bey. Meine Frau leidet ja an Magenbeschwerden . . ." Anspruchsloser, aber der Wirklichkeit bis zum letzten Buchstaben abgelauscht und wirksam ist die Humoreske Ercümend Ekrems „Den Nachbarn zuliebe" (p. 50).

Wenn Spies Ömer Seyfeddins Titelnovelle „Das Blutgeld" preist, sie gehöre zu dem Eigenartigsten und Feinsten und zeige die Originalität und Reife ihres Verfassers in bestem Licht (p. 208)[1], so möchte ich sie demgegenüber als eines der schwächsten Erzeugnisse dieser Sammlung hinstellen: Eine rührselige Geschichte, die das überaus düstere Geschick eines bald sonderbar verträumten, bald sich hinwieder zum unerschrockenen Heldentum kühn aufschwingenden Schwertfegers und unvergleichlichen Meisters seiner Kunst zum Gegenstande hat mit den edelsten nationalen Belangen im Unterbau. Eine ganz oberflächliche Analyse würde dartun, daß die Novelle bei all ihrem Streben nach Wirklichkeit stark an Unwahrscheinlichkeiten und Naivitäten leidet. In „Einer seltsamen Vergewaltigung" (p. 24) desselben Autors empfiehlt ein hochstehender bulgarischer Politiker und Diplomat ein Rudel Schweine als ein von ihm bereits in Bulgarien ausprobiertes Mittel zur kampflosen Vertreibung der Türken aus Istanbul, da die Türken keine Sozialisten noch Nationalisten, sondern einzig und allein Fanatiker seien! — eine Burleske, deren geschmacklose Albernheit und Invektiven nicht einmal durch die Schlußbemerkung „Übertrieben!... Ziehe die Hälfte von allem ab! . . ." wesentlich gemildert wird.

Unwahrscheinlichkeiten werden auch in den Erzählungen „Ein Held" (p. 38) von Mehmed Rauf und „Das Grabgebet" (p. 162) von Reşad Enis dem Leser serviert. Dies ist auch der Fehler im entscheidenden Moment der sonst nicht üblen und dem griechischen Mönchtum entnommenen Groteske Yaşar Nabis „Die göttliche Glückseligkeit" (p. 177). Theatralität und Rührseligkeit, die durch psychologische Dialektik natürlicher erscheinen sollen, haften nahezu allen fünf Stücken Reşad Nuris an, worauf im übrigen O. Spies selbst im Nachwort hingewiesen hat. Dieselben Eigenschaften, aber auf sozialem Hintergrund, bekundet Mahmud Yesari in seinen Novellen „Kinderherz" (p. 143) und „Im Kesselraum" (p. 147). Einen Abglanz des früheren Qaṣīdenschreibens läßt die Schriftstellerin Müfide Ferid in ihren Bildern „Ankara" (p. 134) und „Der Ghazi kommt" (p. 140) aufleuchten. Ein Satz aus letzterem Stück genügt zur Charakterisierung: „Das war kein Mensch, das war der Übermensch, der Retter, der Wunder vollbrachte; der Halbgott der Klassik, der seinen triumphalen Siegeseinzug hält. Man suchte fast den Zug der seufzenden Gefangenen hinter ihm, die seinem Wagen folgen sollten. So voll-

1) Diese Erzählung hat O. Spies schon einmal übersetzt, s. Moslemische Revue, 14. Jg., April 1938, Heft 1.

kommen machte er den Eindruck eines unsterblichen Helden auf den klassischen Reliefs."

Sehr gut ist das literargeschichtliche Nachwort des Übersetzers, das im Nachhang neben einem allgemeinen Überblick über die türkische Moderne sämtliche in der Sammlung übersetzte Autoren einzeln porträtiert. Zum Teil erschöpfende bibliographische Nachweise machen es nicht zuletzt auch dem Fachmann wertvoll. Durchaus richtig ist die Feststellung, daß die politischen und sozialen Veränderungen und Umwälzungen in der Türkei einen weittragenden Einfluß auf den Entwicklungsgang der türkischen Moderne ausgeübt haben. Ich würde Spies nur seine allzu nachsichtige Wertschätzung zum Vorwurf machen. Die Türken müssen sich als Mitglieder der europäischen Kulturgemeinschaft nunmehr auch an die Anlehnung eines strengeren literarischen Maßstabes für ihre neuzeitige Produktion gewöhnen. Ihre europäische Schulung ist bereits zu weit gediehen, als daß sie noch der Schmeichelei bedürfte. Entschieden ist ein großer Fortschritt in der Verfeinerung der Erzählungstechnik zu merken. Aber man dürfte sich die Ziele des Erzählens vorzeitig zu hoch gesteckt haben. Weniger hochspannen hieße mehr erreichen. Obendrein ist nicht alles so echt türkisch, was da als solches gelten will. Gar manches Stück der Sammlung hätte ebensogut auch außerhalb der Türkei geschrieben werden können. Welche Meisterschaft der Wirklichkeitserzählung zeigt z. B. der alte Muallim Naci in seinem „Ömerin çocukluğu" (Spies erwähnt ihn S. 192 überhaupt nicht) gegenüber den Lächerlichkeiten des gegenwärtigen unrealistischen Realismus!

Sieht man gut zu, so wird man gewahr, daß meine Zensur nicht das besprochene Buch, sondern vielmehr das Substrat betrifft. Vermag doch der Übersetzer am vorliegenden Material nicht zu ändern! Und darin eben liegt der große Nutzen der Spiesschen Sammlung: Man lernt daraus nicht nur den gegenwärtigen Stand der türkischen Moderne kennen, sondern überhaupt den türkischen Geist und Geschmack — genug der Gründe, daß wir weitere Fortsetzung dieser Vermittlungstätigkeit seitens des feinsinnigen Übersetzers dringend wünschen.

Südasien.

Hallade, M. M.: La composition plastique dans les reliefs de l'Inde. Art ancien — Art bouddhique, Gupta et post-Gupta. Préface de René Grousset. Paris: Adrien-Maisonneuve o. J. (XIX, 107 S., 76 Taf.) 4° = Etudes d'art indien. Bespr. von Fr. Weller, Leipzig.

Die Verfasserin der vorliegenden Arbeit will aufhellen, wie sich die buddhistische Bildhauerkunst von den Plastiken am Stūpa ii zu Sanchi bis zu denen der Felsentempel zu Bagh, Kanheri, Nasik, Ajanta, Aurangabad und Ellora, d. h. also etwa vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis ins 7. Jahrhundert n. Chr. entwickelte, die Kunst der verschiedenen Denkmäler untereinander verflochten ist und sich in den Formen gegenseitig abhebt. Der geschichtliche Rahmen, in welchem die Kunstwerke stehen, wird übernommen, die Ikonographie als zureichend geklärt angesehen und als bekannt vorausgesetzt. Nur die Form, worin sich der künstlerische Wille in den Bildhauereien ausdrückt, wird betrachtet.

Die Geschichte dieser künstlerischen Ausdrucksform zu erfassen, beschreibt die Verf. zunächst einmal die Plastiken. Sie führt aus, wie die Fläche beschaffen ist und sich in die Architektur einfügt. Weiter wird vorgeführt, wie das Dargestellte — Menschen, Tiere, Pflanzen und Dinge — in seinen Einzelheiten gestaltet und zum Ganzen zusammengefügt wird, wie dabei Teilszenen eines Geschehens in die Fläche oder auf die Flächen verteilt und diese eingerichtet sind.

Aus diesem rein beschreibenden Teile wird dann abgelesen, wie sich die Technik der Kunstübung wandelte. Nach Ähnlichkeiten und Gleichheiten oder Unterschieden in der Form künstlerischen Ausdruckes wird dann herausgestellt, wo Schulen allgemein indischer oder örtlicher Bedeutung in der Bildhauerei zu erkennen sind; aus der Formkritik wird abgeleitet, wo und wie die buddhistische Kunstübung fortschritt oder stehen blieb.

Diese Entwicklung in den Ausdrucksformen buddhistischer Bildhauerei eingängiger zu machen, wird ihr großer Zug an die Geistesgeschichte des Buddhismus angeschlossen. Es wird ausgeführt, wie ein wesenhafter Wandel in der ausübenden Kunst sich daraus herleitet, daß die Inhalte buddhistischer Gedankenwelt, ihre Philosopheme, Glaubensvorstellungen und Dogmen, sich änderten.

Die nichtbuddhistische Kunst, die der Jaina, des Hinduismus, wird grundsätzlich nicht mitbehandelt. Nur gelegentlich zieht die Verf. diese an, sei es, um die Darstellung abzurunden oder erkennen zu lassen, wie die buddhistische Kunst dazu steht, die Wechselwirkung zwischen beiden herauszustellen, soweit dies zu tun der Verf. notwendig erschien, die Entwicklung buddhistischer Formbildung in der Bildhauerei zu verstehen.

Der überkommene Stoff an buddhistischer Plastik wird in zwei Gruppen aufgeteilt. Die erste befaßt die Werke aus der Zeit vor der Gupta-Dynastie, die zweite diejenigen, welche

aus der Gupta-Zeit und der nachfolgenden Spanne indischer Geschichte stammen.

Ob es so recht glücklich ist, die buddhistische Kunstgeschichte von der nicht-buddhistischen zu trennen und jeden Zweig für sich zu behandeln, kann zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls reichen, dies Verfahren zu begründen, die dafür namhaft gemachten Gründe (S. 78) nicht aus. Bewegtheit, Dynamik und größere Freiheit mögen die hinduistische Kunst einer Zeit immerhin gegen ihre buddhistische Schwester abheben, diese mag wohl starrer, hieratischer und eingeengter sein. Da sich aber dieselben Unterschiede in den künstlerischen Ausdrucksformen innerhalb buddhistischer Bildhauerkunst finden — ich brauche des zum Beweise nur auf die Beschreibung zu verweisen, welche die Verf. in ihrem Buche von der Kunst zu Amaravati gibt, so dürfte es kaum angehen, aus diesem Gesichtspunkte buddhistische und hinduistische Bildhauerkunst zu scheiden.

Die Meinungen werden aber vielleicht doch etwas auseinandergehen, wenn man verschiedene Menschen fragte, ob die Einsicht, wie die Ausdrucksformen altindischer Kunst sich entwickelten, überhaupt immer durch das Buch so wesentlich weitergebracht wurde. René Grousset spricht in seinem Vorworte das hier besprochene Werk als das erste Kapitel einer allgemeinen Geschichte der indischen Kunst an. Es ist fraglos, daß in der Arbeit selbst viel mehr an richtigen Feststellungen und zutreffenden Einzelbeobachtungen steht, als die notgedrungen knapp und allgemeiner gehaltenen Zusammenfassungen der Verf. bieten, die Dinge sind sauber und ordentlich beschrieben; man empfindet es dankbar, diese Ausführungen über die Form buddhistischer Bildhauerei bequem benutzbar beisammenzufinden. Überdenkt man aber, was in dem Buche beispielshalber über die Kunst aus der Zeit vor der Gupta-Dynastie steht, so fragt man sich doch, ob da unserer bisherigen Kenntnis soviel wesentlich Neues zugefügt wurde. Ich glaube, es hätte sich doch gelohnt und auch empfohlen, herauszuarbeiten, was durch die neue Darstellung an neuer Einsicht gewonnen wurde. Aber nicht einmal im Literaturverzeichnisse ist Albert Grünwedel genannt, dessen Arbeit aus der Erforschung der buddhistischen Kunst schon darum nicht wegzudenken ist, weil alle auf ihm fußen, die sich mit diesem Stoffe befassen.

Beythan, Hermann: **Praktische Grammatik und Übungsbuch der Tamilsprache.** 1. Teil: Grammatik. Leipzig: Harrassowitz 1943. (XI, 226 S.) 8°. = Sprachenkundl. Lehr- u. Wörterbücher Bd. 42. RM. 18. Bespr. von H. W. Schomerus, Halle a. d. S.

Die Tamilen Südindiens scheinen von jeher darauf bedacht gewesen zu sein, ihre Sprache in ihrer Reinheit und Schönheit zu bewahren. Dafür spricht einmal die alte Überlieferung von einer Akademie, die alle literarischen Produkte, als welche nur solche poetischer Art in Frage kamen, auf ihre sprachliche Einwandfreiheit zu prüfen hatte. Dafür spricht weiter die Tatsache, daß das älteste uns erhaltene, Werk, Tolkappiyam, eine Grammatik ist und daß nicht nur vor dieser schon eine ältere dagewesen sein soll, als deren Verfasser der legendäre Agastya genannt wird, sondern daß auch später noch mehrere Grammatiken verfaßt worden sind, von denen Pavaṇanti's Nannūl, das gute, schöne Buch, ein geradezu kanonisches Ansehen genießt.

Die Nannūl-Grammatik darf eine philologische Glanzleistung genannt werden, wie schon die vielen, in ihr zur Anwendung gelangten trefflichen grammatikalischen Termini beweisen, von denen Beythan in dem Anhang II, S. 212f. einige wenige Proben gibt. Angesichts der von den Tamilen geleisteten grammatikalischen Durcharbeitung ihrer Sprache würde ein Herausgeber einer Tamilgrammatik, der lediglich sprachwissenschaftliche Interessen verfolgt, zweifellos gut tun, etwa die Nannūl-Grammatik zum Ausgangspunkt zu nehmen und unter — freilich kritischer — Anlehnung an den dortigen Aufbau und an die dort geprägten Termini vorzugehen. Beythan hat diesen Weg in der vorliegenden Tamil-Grammatik nicht beschritten, nicht etwa weil ihm die Nannūl-Grammatik nicht bekannt gewesen wäre, sondern weil er eine praktische Tamil-Grammatik liefern wollte, d. h. eine Grammatik, die den Benutzer in den Stand setzt, die Tamilsprache, wie sie heute in Wort und Schrift lebendig ist, zu erlernen, und nicht etwa die vielfach altertümliche Kunstsprache der klassischen poetischen Literatur. Freilich hat Beythan sich genötigt gesehen, öfter auf die einheimischen Grammatiken Bezug zu nehmen und einige der von ihnen geprägten grammatischen Termini zu benutzen, und zwar, weil man angesichts der eigenartigen Struktur der Tamilsprache mit der uns geläufigen grammatikalischen Ausdrucksweise nicht auskommt. Die von Beythan gegebene Übersetzung der Tamil-Termini gibt z. T. die Bedeutung nur annähernd wieder, d. h. soll zeigen, wie ein deutscher Satzteil etwa im Tamil oder umgekehrt ein Tamilsatzteil im Deutschen wiederzugeben ist. Wie verschieden die Struktur der Tamilsprache ist, ist schon daraus zu ersehen, daß jeder Satz nur ein Verbum infinitum haben kann, es also Nebensätze in unserem

Sinne nicht gibt, was freilich lange Perioden nicht ausschließt. Diese sind grammatisch als einfache Sätze anzusehen, wenn sie im Deutschen auch durch eine Unzahl von Nebensätzen wiederzugeben sind. Das bedingt, daß es streng genommen eine Syntax nicht gibt oder wohl besser, daß mit der Formlehre zugleich weithin die Satzlehre gegeben ist. Wenn Beythan trotzdem § 173—241 Syntaxregeln bietet, so ist das als eine Konzession gegenüber unserem grammatikalischen Denken aus berechtigten praktischen Lehrgründen zu beurteilen. Streng genommen gehört das hier Behandelte in die Formlehre bzw. in das Lexikon, wie § 214—241, die Verwendung einiger Verben.

Während Beythan das sog. Hochtamil, die Sprache der klassischen (poetischen) Literatur, nur gelegentlich berücksichtigt, nämlich der verfolgten Absicht entsprechend nur insoweit, als es noch in der heutigen Umgangs- und Schriftsprache lebendig ist, bemüht er sich hinsichtlich der letzteren der größten Vollständigkeit, übersieht kaum eine der vielen Ausdrucksmöglichkeiten. Hier wäre eine gewisse Zurückhaltung vielleicht am Platze gewesen, um den Lernenden nicht zu verwirren. Das als Ergänzung dieser Grammatik in Aussicht gestellte Übungsbuch wird ja allerdings sicherlich den Benutzer für die praktische Verwertung der Grammatik wertvolle und für die Erlernung der Sprache unentbehrliche Anleitung geben.

Zu bedauern ist m. E., daß mit Ausnahme der Tabelle der Tamil-Schriftzeichen auf S. 12 und 13 nur mit Transkription gearbeitet wird. Wer die Tamilsprache wirklich erlernen und praktisch verwerten will, muß natürlich auch die Tamilschrift beherrschen können. Da das unbedingt notwendig ist, bedeutet es keine Erleichterung, sondern vielmehr eine Erschwerung, wenn er vor allem die Paradigmen erst in der Umschrift lernt. Es ist doch viel besser, man prägt sich die Paradigmen, ja überhaupt jedes Tamilwort gleich in der Form ein, in der sie einem praktisch nur entgegentritt, ja nur entgegentreten kann. Wird z. B. ein Lehrer das Griechische zunächst in einer Umschrift lehren? Wenn man aus technisch begreiflichen Gründen auf eine Verwendung der Tamilschrift bei allen Tamilwörtern verzichten zu müssen glaubte, hätte man es doch zum mindesten nicht bei den Paradigmen tun dürfen.

Da die in einer europäischen Sprache vorliegenden Grammatika der Tamilsprache zum großen Teil aus dem vorigen oder gar vorvorigen Jahrhundert stammen und schwer oder überhaupt nicht mehr zu erhalten sind, gebührt dem Verf. der vorliegenden Tamil-Grammatik ein aufrichtiger Dank. Es wäre zu wünschen, daß die vorliegende Grammatik dazu führen würde, daß die deutsche Wissenschaft dem Studium der Tamil-Sprache und -Literatur ein größeres Interesse entgegenbringen würde. Aus mehreren Gründen verdienen sie es. Ein Sprachwissenschaftler, ein Indologe, ein Religions- und Philosophiegeschichtler und ein Ethnologe kann aus der Tamil-Literatur viel lernen.

Ostasien.

Tschichold, Jan.: **Chinesische Farbendrucke aus dem Lehrbuch der Malerei des Senfkorngartens.** Sechzehn Faksimiles in der Originalgröße, ausgewählt und eingeleitet. Basel: Holbein-Verlag o. J. (17 S. Text, 16 Taf.) 18 : 33 cm. Fr. 18.—. Bespr. von Otto Kümmel, Berlin.

Seiner vor kurzem in demselben Verlag erschienenen Veröffentlichung einiger Blätter des sog. Bilderbuchs der Zehnbambushalle von 1627 läßt der Verf. hier eine Auswahl aus den Farbentafeln der jüngeren und weiter verbreiteten „Mallehre des Senfkorngartens", Gie-dsï-yüan Hua-tschuan folgen, dessen erste beide Serien 1679 und 1701 erschienen. Die 3. im 19. Jahrhundert zusammengestoppelte Folge kann kaum noch als zugehörig betrachtet werden. Der Text, nicht viel mehr als eine Zitatensammlung, und die Abbildungen des ursprünglichen Buches sind im wesentlichen das Werk des mittelmäßigen Malers Wang Gai, eines Schülers des Gung Hien. Der Verf. nennt ihn Wang Chi, in unserer Umschreibung wohl Wang Gi — mir ist nicht bekannt, daß er einen Namen dieses Lautes geführt hat. Er hatte sich das bescheidene Ziel gesetzt, in Wort und Bild vor allem den Schulkindern den kürzesten Weg zur Erlangung einer gewissen Malfertigkeit zu zeigen, wie sie die Musterbilder älterer Meister, genauer gesagt freie Phantasien in der Art älterer Meister, demonstrieren. Die farbigen Holzschnittreproduktionen dieser Vorlagen, also Holzschnittnachbildungen von Bildern alter Meister, wie sie das 17. Jahrhundert sah, machen für uns den Hauptwert des Buches aus. In China hat es, auch in zahlreichen Neuschnitten, weite Verbreitung gefunden, ohne sonderlich beachtet zu werden. Japan glaubte, an diesen Travestien die großen chinesischen Meister der Yüan-Zeit kennenzulernen und schuf sich aus einem Mißverständnisse seine freieste und geistigste Kunst, das Nangwa. Daß die wohlgelungenen Farbenholzschnitte des Senfkorngartens, die der Verf., ich weiß trotz seiner Begründung auf S. 13 nicht, warum, anstatt mit diesem eindeutigen und klaren, mit dem nichtssagenden Worte

„Farbendruck" bezeichnet, auch den Ehrgeiz der japanischen Holzschneider und Drucker weckten und dadurch den Hauptanstoß zu der stürmischen Entwicklung des japanischen Farbenholzschnitts gaben, ist richtig, daneben aber von geringer Bedeutung. In Europa hat es der Senfkorngarten erst spät zu einem gewissen Ruhme gebracht. Noch vor einem Menschenalter war er, wie der ganze chinesische Farbenholzschnitt, so gut wie unbekannt, obwohl er in den europäischen Bibliotheken nicht fehlte. Da der japanische Farbenholzschnitt einen chinesischen Vorgänger haben mußte, postulierte ich ihn, und war daher nicht überrascht, als ich 1907, wenn ich nicht irre in Tōkyō, ein 1701 datiertes chinesisches Buch mit prächtigen Farbenholzschnitten für die Berliner Kunstbibliothek erwarb, das sich als die 2. Folge des Senfkorngartens entpuppte. Fünfzehn Jahre später erwies ein deutscher Verlag dem anspruchslosen Werke die wunderliche Ehre, einige seiner Blätter in einer ganz späten und schlechten Ausgabe mit allen Mitteln moderner Reproduktionstechnik und zum Vielfachen des Preises zu veröffentlichen, zu dem die nachgebildeten Originale in Ostasien hätten erworben werden können! Die sehr viel bescheidenere Ausgabe Tschicholds geht auf bessere Vorlagen zurück, die er für Drucke der Erstausgabe hält. Mir fehlt zur Zeit jede Möglichkeit eines Vergleichs, ich kann dem Verf. daher nicht widersprechen. Der Begriff der Erstausgabe in unserem Sinne ist aber dem älteren chinesischen Buchhandel überhaupt fremd. Die Bücher wurden nach Bedarf oft Jahrzehnte und Jahrhunderte lang von den alten Holzstöcken weitergedruckt, ohne daß man sich die Mühe gab, Auflagen zu unterscheiden. Eher wäre von Originalausgaben zu reden, im Gegensatze zu den Nachschnitten, unter denen die von 1782 mir die bei weitem beste, ja der Originalausgabe in manchem überlegen scheint. Einer Frühausgabe aber, also einem der ersten Drucke der Originalausgabe, gehören die Vorlagen Tschicholds sicherlich nicht an, darüber lassen die vielfach ausgebrochenen Stege der Holzstöcke keinen Zweifel. Mir ist es allerdings überhaupt noch nicht geglückt, einen Abdruck des Senfkorngartens zu sehen, der die Merkmale eines Frühdruckes gezeigt hätte. Auch ein dreitägiger Umweg, der einem vielgerühmten Abdrucke in der Bibliothek der Mantetsu in Dairen galt, endete 1927 mit einer Enttäuschung. Ähnliches gilt übrigens auch von der Zehnbambushalle. Die Blätter z. B., die vor etwa 15 Jahren ein Berliner Kunsthändler zu phantastischen Preisen vertrieb und die heute noch, namentlich bei den glücklichen Besitzern, in dem Geruche stehen, den chinesischen Farbenholzschnitt in seiner höchsten Vollendung zu repräsentieren, waren keine Frühdrucke, nach meiner Erinnerung nicht einmal Spätdrucke der Originalausgabe. Über Geschichte und Technik der chinesischen Farbenholzschnittbücher ist überhaupt noch nicht das letzte Wort gesprochen. Ich habe, vielleicht mit Unrecht, den Eindruck, daß recht kräftig mit Schablonen gearbeitet worden ist, und die roten Siegel sind zweifellos besonders eingesetzt, da sie in verschiedenen Abdrucken von denselben Stöcken oft an verschiedenen Stellen stehen. Auch die Farben des Fūryū Gion Sakura von Sukenobu, das der Verf. als frühestes japanisches Farbenholzschnittbuch zitiert, sollen einschabloniert sein; ich selbst kenne das Buch nicht. So ganz leicht ist es offenbar nicht, Schablonenarbeit zu erkennen. Von dem eigentümlichen Hochdruckcharakter des Holzschnittes, den das japanische Nishiki-e nirgends verleugnet, haben die Farbentafeln der Zehnbambushalle und des Senfkorngartens jedenfalls merkwürdig wenig bewahrt. Sie wirken — bis auf das Schwarzdruckgerippe — wie Flachdrucke und lassen sich deshalb in den modernen Flachdruckverfahren recht gut wiedergeben, wie die Tafeln Tschicholds beweisen. Sie werden sich daher weit über die Kreise der Freunde ostasiatischer Graphik hinaus Freunde machen. Der Text gibt eine ausführliche Geschichte und Beschreibung des Buches und eine nützliche Bibliographie. Neues bringt er nicht und läßt, wie seine Vorgänger, manches Problem ungelöst, wie es das gute Recht eines solchen für einen allgemeinen Leser- und vor allem Beschauerkreis bestimmten Buches ist. Er bringt aber, abgesehen von dem Irrtum über den Namen des Wang Gai, nichts Falsches, und das ist für ein volkstümliches Buch über ein ostasiatisches Thema schon sehr viel. Nur glaube ich nicht, daß der „Senfkorngarten" des Herausgebers Li Yü, der dem Buche den Namen gegeben hat, nach einem buddhistischen Gleichnis benannt worden sei, „wonach in dem winzigen Senfkorn die ganze Unendlichkeit der zehntausend Welten enthalten ist", wie Otto Fischer und mit ihm der Verf. meint. Gie-dsï, die Übersetzung von Skr. *sarṣapa*, bedeutet zwar im Buddhismus sehr viel und sehr Tiefsinniges, in diesem Falle aber wohl nichts anderes als: winzig.

Afrikanistik.

Feyer, Ursula, **Keller**, Erich, **Sölken**, Heinz u. Diedrich **Westermann: Völker und Kulturen, Sprachen und Eingeborenen-Erziehung in Afrika.**

Berlin: W. de Gruyter & Co. 1943. (205 S., 3 Ktn.) 8°. = Afrika, Handbuch der praktischen Kolonialwissenschaften Bd. XIII/1. Bespr. von A. Klingenheben, Hamburg.

In dem vorliegenden Teil des vielbändigen Afrika-Handbuchs der praktischen Kolonialwissenschaften fassen vier Berliner Autoren die Ergebnisse der Afrika-Forschung auf ethnologisch-kulturellem, sprachwissenschaftlichem und erziehungswissenschaftlichem Gebiet zusammen. Die Ausführungen des ersten Beitrags über die Völker Afrikas und ihre Bewegungen von der prähistorischen Zeit bis in unsere Gegenwart sind grundlegend für das ganze Werk, das somit eine einheitliche wissenschaftliche Grundrichtung vertritt. Diese beruht im wesentlichen auf der Annahme vom Aufbau der afrikanischen Menschheit durch europide Weißafrikaner und Äthiopiden in mannigfacher Berührung und Verschmelzung mit Palä- und Neonegriden und verschiedenartiger Beeinflussung durch orientalide Asiaten. Der sprachwissenschaftliche Beitrag entspricht in der Hauptsache den Forschungen und neueren Anschauungen Westermanns, namentlich auf dem Gebiet der Sudansprachen. Während diese beiden Beiträge mehr theoretisch-wissenschaftlich ausgerichtet sind, treten in dem Teil über die Kulturen sowie in dem über die Erziehung der Eingeborenen mehr praktische Gesichtspunkte in den Vordergrund, namentlich solche Probleme, die sich aus dem Kontakt von Weiß und Schwarz für den Afrikaner und uns ergeben. U. a. werden die verschiedenen Methoden und Gesichtspunkte besprochen, nach denen die europäischen Kolonialvölker das Schulwesen in ihren Gebieten aufgebaut haben, wobei auch eingehend das Experiment der Achimota-Schule an der Goldküste erörtert wird. Ein „Zusammenfassung und Ausblick" überschriebener Schlußteil stellt noch einmal die praktischen Forderungen für die künftige Arbeit auf den verschiedenen Gebieten besonders heraus. Die drei beigegebenen Karten erläutern übersichtlich das über Völkerbewegung und Staatenbildung, über die Sprachfamilien und die Verkehrssprachen Afrikas Ausgeführte.

Der inhaltreiche Band gibt ein gutes Bild vom gegenwärtigen Stand der Forschung und der Anschauungen auf den behandelten Gebieten, wenn auch nicht übersehen werden darf, daß manche der Aufstellungen noch keineswegs als durchaus gesichert angesehen werden können, sondern naturgemäß noch problematisch sein müssen.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Ostasiatische Zeitschrift N. F. 17 (27) 1941: 5/6 157—8 Graf A. Strachwitz, Eine bemalte Tonvase der Sammlung von der Heydt. Mit 1 Tafel. (Beschreibt ein chinesisches Tongefäß früher Keramik mit kalter Bemalung auf gebranntem Ton, das aus dem 3. Jahrh. n. Chr. stammen mag.) — 159—68 W. Speiser, Liang K'ai. Mit 3 Tafeln (Eingangs wird dargelegt, daß von Waleys Angaben abzurücken sei, nach welchen Liang K'ai mit Mu-hsi zusammen gelebt und gewirkt habe. Nach Speiser war jener vielmehr wahrscheinlich schon verstorben, als dieser geboren wurde. Darauf stellt Sp. zusammen, was seither in Asien und Europa an echten Werken sowie an Kopien nicht nachweisbarer Originale Liang K'ais bekannt geworden ist, geht der geschichtlichen Bindung seiner Arbeiten und seines Stiles nach und handelt über Liang K'ais Verhältnis zur Zen-Malerei und seine Bedeutung in der Entwicklung.) 169—72 W. Speiser, Eine Landschaft von Wang Hui. Mit 1 Tafel (Beschreibt ein 1692 datiertes Bild, das sich als Kopie eines Bildes Wen Po-hsias bezeichnet, auf dem dieser ein Originalgemälde Chü-jans kopierte, und würdigt es). — 173—6 S. Behrsing, Tou-mu, eine chinesische Himmelsgöttin. Mit 1 Tafel (Beschreibt ein Bild dieser Göttin im Museum für Völkerkunde zu Berlin. Einleitend wird ausgeführt, wie sich die Darstellung der Tou-mu aus dem Bilde der Mārīcī mag entwickelt haben. M. E. hängen diese Art Bilder typengeschichtlich, insofern die Gottheit auf einem Siegeswagen mit Vielgespann sitzt, letzten Endes mit griechischen Darstellungen des Kriegswagens mit Zwei- und Viergespannen zusammen [vgl. Behrsing, S. 174, Anm. 8], wie sie vielfach von griechischen Vasen her bekannt sind. Dies Motiv wanderte schon früh nach Indien, denn, wie allein schon etwa das bekannte Firmenschild des Pompejanischen Färberladens [Maiuri, Pompei, Wien, S. 119] neben dem florentinischen Bilde vom Triumphe Amors in den Uffizien [Escher, Malerei der Renaissance in Italien, Band 1, S. 9] und Darstellungen von Alexanders Luftfahrt [Molsdorf, Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst, Tafel XI und S. 223, Nr. 1087] hätten dartun sollen, können Herzfeld, JPrK S 41, 1920, 115 und Bachhofer, Frühindische Plastik, in der Beschreibung zu Tafel 43, nicht recht haben, wenn sie das Motiv des Kriegswagens mit Viererzug in Vorderansicht als indischen Ursprungs ansehen. Der hellenistische Ursprung des Motives in Bharhut ist überdem schon bei Haffner, Viergespanne in Vorderansicht [Neue deutsche Forschungen, Abtlg. Archaeologie, Band 2] Berlin 1938, S. 74f. erwiesen.) — 177—80 O. Fischer, Antwort auf Herrn von Tscharners Entgegnung OZ, N. F. 17, 133. (Geht über Unzulänglichkeiten in der Berner Ausstellung Asiatischer Kunst aus Schweizer Sammlungen und Mängel des Kataloges). — 181—8 Buchbesprechungen. — 189—208 Mitteilungen der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst (A: Nachrichten aus der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst. 1—5: Berichte über die 102.—105. ordentliche und die 16. Hauptversammlung der Gesellschaft. Auf der Hauptversammlung wurde der Kassenbericht vorgelegt, der Vorstand entlastet und die nötigen Neuwahlen getätigt. Auf den ordentlichen Versammlungen wurden folgende

Vorträge gehalten: 1. W. Speiser, Der Maler Li Lung-mien [1049—1106?] und sein Jahrhundert, 2. O. Trautmann: Eine Reise in das Land der Khmer, 3. v. Sonntag, Künstlerische Probleme des japanischen Farbenholzschnittes [handelt vornehmlich über Stilentwicklung, Raumdarstellung, Perspektive], 4. F. Gelpke, Induskultur und Hinduismus. [In Rudra-Śiva ist von Haus aus ein Gott vorarischer Volksstämme zu erblicken, wie er im sitzenden Gott von Mohenjo-Daro abgebildet ist. Der Hauptkomplex des Hinduismus bestand darnach in Indien mindestens ein Jahrtausend, ehe die Arier nach Indien einrückten. Soweit im Buddhismus verwandte Elemente auftauchen, haben sich auch hierin uralte Vorstellungen und Symbole des Volksglaubens durchgesetzt in der ihnen überlagerten Kulturschicht.] Inhaltsangaben der Vorträge sind abgedruckt. 6. Nachrichten über Bücher, welche durch die Gesellschaft zu beziehen sind. B. Mitteilungen aus befreundeten Vereinen. [Inhaltsangabe eines Vortrages, welchen Hentze über frühe chinesische Kulturelemente und ihre zirkumpazifische Bedeutung hielt — im wesentlichen wurden asiatisch-amerikanische Kulturbeziehungen auf Grund archäologischen Gutes behandelt — und eines Rammings über Bushido, Betrachtungen über den japanischen Volksgeist, beide vor den Freunden Asiatischer Kunst zu München gehalten.]) — 209—13 Bibliographie (Ostasien, Indien, Indonesien, China, Japan, Zentralasien, Kataloge). — 214—6 Verschiedenes (Museen, Ausstellungen, Vorträge, Errichtung eines Seminars für Ostasiatische Kunst unter W. Speiser in Köln, Versteigerungen).

N. F. 18 (28) 1942/43:

1/2 1—35 Ernst Aschwin Prinz zur Lippe-Biesterfeld, Li K'an und seine „Ausführliche Beschreibung des Bambus". Beiträge zur Bambusmalerei der Yüan-Zeit. Mit 1 Tafel und 36 Abb. I. (Einleitend spricht Verf. über die Bedeutung des Bambus für den Chinesen sowie über seinen sinnbildlichen Wert. Danach handelt er über die Texte zur Bambusmalerei aus der Yüan- und späteren Zeit, worauf eine Verdeutschung des Chu-p'u Siang-lu Li K'ans (1245—1320) mit Erläuterungen folgt [Vorreden, allgemeine Einführung, Beschreibung der Bambusmalerei in Farben, Beschreibung der Tuschbambusmalerei]). — 36—57 Franz Kuhn, Der Turm der reuigen Einkehr. Nr. 5 der Novellensammlung Schi örl loh ‚Zwölf Türme' (Anfang des 17. Jh.). Verdeutscht (Schelmen- und Gaunerstreiche). — 58—61 Eva Krebs, Ein Bodhisattva aus Atjeh (Sumatra) (Verf. mutmaßt, der als Titelbild von Schnitger im Supplementbande 35 des Internationalen Archivs für Ethnographie abgebildete Kopf eines Avalokiteśvara sei aus Java nach Sumatra gekommen. Er stamme vielleicht aus dem Tjandi Sari.) — 62—4 P. W. Meister, Ergebnisse der Grabungen im Altai 1939 (Verf. berichtet nach der einschlägigen russischen Veröffentlichung M. Griasnoffs darüber, was dessen Grabungen am Zusammenflusse der Wässer Jakonur, Bugasta und Imegen ergaben. Untersucht wurden 17 Kurgane, deren ältere in die Zeit der Han fallen, während die jüngeren dem 8.—10. Jh. angehören. Ein Grab entstammt der Zeit des 14.—17. Jh. Die Toten waren teils eingeäschert, teils unverbrannt beigesetzt worden, diesen hatte man Speisen und Pferde beigegeben. Grabbeigaben in Gold, Bein Holz und Eisen (Messer) wurden geborgen. Die neuen Ausgrabungen ergänzen die früheren von Pazirik im Altai. 1 Tafel.) — 65—72 Buchbesprechungen. — 73—6 A: Mitteilungen der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst (1: Todesnachrichten; 2: Bericht über die 106. ord. Versammlung der Gesellschaft am 30. XI. 1942, wobei der Inhalt eines Vortrages Andreas Eckardts über das koreanische Kunstgewerbe wiedergegeben wird; 3: Bericht über die 107. ord. Versammlung der Gesellschaft am 26. I. 1943; 4: Nachrichten über Bücher, welche durch die Gesellschaft bezogen werden können; B: Mitteilungen aus befreundeten Vereinen. [Hier wird der Inhalt eines Vortrages angegeben, welchen Prof. E. Preetorius vor den Freunden ostasiatischer Kunst und Kultur zu München über die Eigenart und den Einfluß des japanischen Holzschnittes hielt. Der japanische Farbenholzschnitt wirkte auf die Meister des französischen Impressionismus, über die Malerei hinaus auf Theater, Literatur, Mode und Gesellschaftsleben. Auch englische Künstler wurden daher beeinflußt und über beide Bereiche wirkte sich der japanische Einfluß im Jugendstile in Deutschland aus. Noch bedeutsamer ist der japanische Einfluß auf Europa seit der Jahrhundertwende von der Geräte- und Baukunst, insbesondere dem japanischen Innenraume her. Ohne den japanischen Einfluß sei die Entwicklung der gesamten Zweckkünste des neuen Europa, d. h. unsrer modernen Formensprache schlechthin, undenkbar.] — 78—80 Bibliographie (Ostasien, Indien, China, Japan, Zentralasien). — 81—2 Verschiedenes (Museen, Ausstellungen, Themen von Vorträgen, welche gehalten wurden, Nachricht, daß die Asia Major wieder erscheinen wird; Versteigerungen).

Friedrich Weller.

Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 49 1942:

1/2 1—12 W. Till, Koptische Briefe. 3 (der Brief K 5569 des Azael an den „Patriarchen" Abraham).— 13 H. A. Jirku, Zur illyrischen Herkunft der Philister (zu den philistäischen Eigennamen im AT.). — 15—30 H. Kofler, Reste altarabischer Dialekte. Forts. (2. Flexion der Nomina. A. Geschlecht und Femininendungen. B. Numerus. C. Kasus und Status). — 31—70 K. Stolz, Der Dīwān des 'Imāduddīn Faqīh (Charakteristik des Dichters im Vergleich mit seinem Zeitgenossen Ḥāfiẓ unter Mitteilung von Proben und 13 vollständigen Gedichten im Text nach Teheraner Handschriften und in Übersetzung). — 71—117 H. Günther, Die sinhalesische Sandeśa-Dichtung des 14. und 15. Jahrh. (verfolgt die Entwicklung dieser Kālidāsa's Meghadūta nachgebildeten Form der „formvollendeten Dichtung" von ihrem Anfang bis zu ihrer Vollendung und gibt eine Kennzeichnung der einzelnen Schöpfungen nach Namen, Verfasser, Inhalt, Gesamtwürdigung und Abfassungszeit). — 118—25 H. Günther, Einige überlieferungsgeschichtliche Bemerkungen zum Duṭṭhagāmaṇi-Epos. — 126—44 A. von Rosthorn, Das Er-ya und andere Synonymiken (Entwicklung der chinesischen Literatur über Synonymik und Kennzeichnung der wichtigsten Werke) — 145—60 Anzeigen.

R. H.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von A. Heine GmbH., Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.

In Vorbereitung:

Der Alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, für die Vorderasiatisch-Ägyptische Gesellschaft herausgegeben von Otto Eißfeldt, Bd. 43:

Die Entstehung der sumerischen Hochkultur

von Professor Dr. **Anton Moortgat,** Berlin

Etwa 125 Seiten mit 28 Abbildungen im Text und 32 Tafeln. 8°. Etwa RM. 9,—

Mit monumentalen Kultbauten, hochentwickelter Bildkunst und Schrifterfindung als wichtigsten äußeren Merkmalen tritt uns im Zweistromland um die Wende des 4. zum 3. vorchristlichen Jahrtausend die sumerische Hochkultur als wohl älteste der Menschheit entgegen. Ihre Folgen für Morgen- und Abendland sind nahezu unübersehbar. Das Suchen nach ihrem Wesen sowohl wie nach ihrem Werden hat die hier angekündigte Arbeit veranlaßt. Das Wesen frühsumerischer Kultur offenbart sich in einem geschlossenen Kreis von Bildgedanken, die sich nur aus dem Innin-Tammuz-Mythus verstehen lassen, wie er uns aus spätsumerischen Hymnen schon lange bekannt ist. Die Muttergottheit Innin als Trägerin des ewigen Lebens und der Gottmensch Tammuz, die Verkörperung des sterbenden und wiederauferstehenden Lebens, sind dem frühen Sumerer die höchsten Prinzipien, die Dies- und Jenseits zusammenhalten und infolgedessen auch Staat und Gesellschaft beherrschen.
So überraschend neu die Leistung dieser Hochkultur sein mag, ihre Wurzeln streckt sie tief in die vorderasiatische Vorgeschichte, die wir heute bis nahe an die Jungsteinzeit verfolgen können. Der erste Teil der Arbeit versucht denn auch ein Bild zu entwerfen von dem allmählichen Wachstum menschlicher Gesittung in den verschiedenen vorgeschichtlichen Kulturbezirken, die in weitem Bogen von Nordsyrien über Mesopotamien bis nach Iran das kleine Gebiet der späteren sumerischen Hochkultur am persischen Golf umlagern.

★

Bis auf weiteres noch lieferbar:

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden

Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt

von Professor D. Dr. **Peter Thomsen,** Dresden

3., völlig neubearbeitete Auflage. 120 Seiten mit 42 Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln. 8°. 1931. [Der Alte Orient Bd. 30] RM. 3,60

Die Ausgrabungen und Forschungen in Palästina-Syrien haben eine Fülle überraschender Funde erbracht, so daß sich das Dunkel über Jahrtausende ältester Geschichte immer mehr zu lichten beginnt. Auch das, was das Alte Testament von der Vergangenheit zu erzählen weiß, gewinnt hiernach Klarheit und Bestimmtheit. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Forschung schildert der Verfasser allgemeinverständlich, aber auf wissenschaftlich sorgsam geprüfter Grundlage. Für den Leser, der Einzelheiten genauer verfolgen will, ist die nötige Literatur angegeben. Das Buch ist ein zuverlässiges Hilfsmittel, um die älteste Geschichte des heiligen Landes, seiner Bewohner und ihrer Religion kennenzulernen.

Altorientalische Siegelbilder

von Professor Dr. **Otto Weber †**

VIII, 133 Seiten und VIII, 117 Seiten mit 596 Abbildungen. 8°. 1920
[Der Alte Orient Bd. 17 und 18.] RM. 4,80

Der Inhalt des Werkes gliedert sich wie folgt: Mythologische Szenen. Szenen aus dem Kreis der Gilgameschsage: Die Kampf- und Triumphszenen der Gilgameschsage. Gilgamesch-Szenen verschiedenen Inhalts. Der triumphierende Adler. Typik und Kompositionsschema der Gilgamesch-Kampfbilder. Der Sinn des Gilgamesch-Kampfbildes. — Der Löwengreif / Assyrisch-persische Kampf- und Triumphbilder / Die Kämpfe des Sonnengottes / Der aufsteigende Sonnengott. / Das Rind mit der Flügeltüre / Die Schlangengottheit / Der Vogelmensch vor dem Richterstuhl / Die sogenannten Etana-Bilder / Mythologische Schiffs- und Wagenszenen / Szenen aus Tierfabeln / Religiöse Szenen: Das Totenmahl / Kultische Szenen / Profane Darstellungen: Viehzucht / Ackerbau / Der Arzt / Jagdszenen / Ornamente: Reine Tierfriese / Verbindung von Tierfries und Linienornament / Reduplikationen / Linienornamente.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

J. C. HINRICHS VERLAG IN LEIPZIG